

Graph.

84

ϵ

Graph. 84 c

<36632947200018

S

<36632947200018

Bayer. Staatsbibliothek

E



SITZUNGSBERICHTE
DER
KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN IN WIEN
PHILOSOPHISCH - HISTORISCHE CLASSE.

BAND CXXXVIII.

VIII.

€ ZUR GESCHICHTE UND KRITIK

DER
URBARIALAUFZEICHNUNGEN.

VON
JOSEF ŠUSTA.

WIEN, 1898.

IN COMMISSION BEI CARL GEROLD'S SOHN
BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.



Einleitung.

Die Stellung, welche die Urbarialaufzeichnungen im Kreise des schriftlichen Quellenmaterials einnehmen, wurde noch nie mit genügender Schärfe präcisirt. Man behauptete des Oeftern, sie seien unter die Urkunden einzureihen. Doch ganz trifft dies nicht zu. Die geläufigste Definition bezeichnet nämlich die Urkunden als schriftliche, unter Beobachtung bestimmter Formen aufgezeichnete Erklärungen, welche bestimmt sind, über Vorgänge rechtlicher Natur als Zeugnisse zu dienen.¹ Diese Definition fasst aber eine Reihe von Aufzeichnungen, welche nicht über Vorgänge, sondern über Zustände rechtlicher Natur Zeugniss abgeben, nicht ganz in sich. Es sind das meist statistische Aufzeichnungen, wie Catasterbücher, Inventare, Steuerrollen, Weisthümer und Urbare. Alle diese Schriftwerke befassen sich mit den herrschenden rechtlichen Zuständen gewisser Objecte, ohne in der Regel auf die Entstehung und Ursache derselben Rücksicht zu nehmen. Das unterscheidet sie von den eigentlichen Urkunden. Eine Kaufurkunde und ein Urbar dienen einem ähnlichen Zwecke, nämlich der Evidenzhaltung der Besitzrechte. Doch überliefert eine Urkunde die Art und den Zeitpunkt, in welchem dieses rechtliche Verhältniss entstanden ist, wogegen ein Urbar blos die Thatsache des Besitzes im Ge-

¹ H. Bresslau, Handbuch der Urkundenlehre I, 1.

dächtniss erhält. Die beiden Gruppen sind zwar verwandt, aber nicht identisch. Die Urkunden repräsentiren die Dynamik, die statistischen Aufzeichnungen die Statik der rechtlichen Verhältnisse.

Auf Grund dieser Erwägung wird man vielleicht für die Urbare folgende Definition aufstellen können: Urbarialaufzeichnungen sind schriftliche Erklärungen, welche dazu bestimmt sind, als Zeugnisse über Zustände rechtlicher und wirthschaftlicher Natur einer Grundherrschaft zu dienen. Sie haben, wie unten ausgeführt werden soll, eine rechtliche Beweiskraft, welche sich vor Allem auf das Verhältniss des Unterthanen zum Grundherrschaft bezieht. Sie unterscheiden sich von den anderen statistischen Aufzeichnungen, wie den Steuerrollen und Catasterbüchern, dadurch, dass sie persönlicher und nicht territorialer Art sind, indem sie sich mit dem oft nicht zusammenhängenden, sondern zerstreuten Besitz einer Person befassen.

Ausser für diese eigentlichen Urbare wird dieser Name oft für andere in ähnlicher Form verfasste Schriftstücke verwendet, welche keine Rechtskraft besitzen und nur zu administrativen Zwecken dienen. Aber auch diese kommen im Folgenden als Vorläufer der eigentlichen Urbare oder als Ableitungen derselben in Betracht.

Die Urbare fanden bisher, trotz ihrer grossen Bedeutung für die Culturgeschichte, keine genügende literarische Würdigung.

Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts begnügte man sich mit gelegentlichen Notizen über diese Quellengruppe.¹ M. B. Guérard war der Erste, welcher das Studium der ältesten Urbarialien als eine selbständige Aufgabe aufgefasst hat. Seine Bearbeitung der karolingischen Polyptycha ist noch heute die beste Leistung auf diesem Gebiete.²

Aber auch nach dieser Leistung blieb die Literatur der Urbarialien eine geringe. In Italien machte A. Rinaldi einen Versuch, die rechtliche Stellung der Urbare historisch zu be-

¹ z. B. Mabillon, *De re dipl.*, L. III, c. 5, Nr. 2. *Nouveau traité de dipl.* V, 449. Marini, *I papiri diplom.*, Nr. 137.

² *Polyptique de l'abbé Irminon* I, II. Paris 1844. *Polyptique de l'abbaye de St. Remi de Reims.* Paris 1853.

leuchten;¹ für das byzantinische Reich stellte Uspenskij die spärlichen Reste der alten Catasterbücher zusammen.²

Das Meiste geschah noch in Deutschland. Hier wurden schon im vorigen Jahrhundert einige Urbare herausgegeben, und die moderne Wirthschaftsgeschichte unserer Jahre bemächtigte sich lebhaft der Quellen dieser Art. Doch die erste literarische Behandlung derselben wurde erst in der verdienstvollen Abhandlung K. v. Inama-Sternegg's 'Ueber die Quellen der deutschen Wirthschaftsgeschichte' angebahnt.³ Derselbe Autor erweiterte seine Forschungen in der späteren Abhandlung 'Ueber Urbarien und Urbarialaufzeichnungen'.⁴

Wie aber überhaupt erst die Arbeiten K. Lamprecht's eine neue Periode in der deutschen Wirthschaftsgeschichte angebahnt haben, so waren sie auch für die Quellen derselben von eminenter Wichtigkeit. Lamprecht hat in seinem monumentalen Werke auf Grund moselländischen Materials zum ersten Male die rechtliche Basis der Urbare scharf beleuchtet und werthvolle Winke zu ihrer Bearbeitung gegeben.⁵

Doch sind alle diese Arbeiten noch lange nicht abschliessend. Die territoriale Detailforschung, welche nun ihr entscheidendes Wort hätte sprechen sollen, hat nur zum geringsten Theil ihre Arbeit angefasst. Kaum einige territoriale Verzeichnisse des grossen ungedruckten Materials sind bisher zustande gekommen.⁶

Wenn wir uns aber zum Stande der Editionen von Urbarien wenden, müssen wir noch grössere Rückstände bemerken. Auch das älteste Material ist nicht ganz herausgegeben, und vor Allem zeigt sich bei den Ausgaben ein vollständiger Mangel an System. Nicht selten werden ganz späte, kaum das Localinteresse erregende Documente herausgegeben, während ältere,

¹ Valore storico-giuridico dei cabrei e delle platee. Archivio giuridico XLVIII, 311 ff.

² Journal des russischen Ministeriums für Volksaufklärung. 1884 Februar, 1885 Jänner.

³ Sitzungsber. der Wiener Akad. LXXXIV, 135 ff.

⁴ Archivalische Zeitschrift, herausgeg. von Löher II, 26 ff.

⁵ Deutsches Wirthschaftsleben im Mittelalter II, 59—123, 657—675.

⁶ z. B. Lamprecht, Verzeichniss der niederrheinischen Urbarialien. Marburg 1890. A. Mell, Die mittelalterlichen Urbare in Steiermark in den Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen XXV. Ottenthal und Redlich, Archivber. aus Tirol.

weit wichtigere Stücke in den Archiven noch der Benützung harren.¹ Auch die qualitative Seite der meisten Editionen ist nicht die beste. Vielleicht bei keiner Quelle sind spätere Nachtragungen so oft und von solcher Bedeutung wie bei den Urbaren, und doch nur bei wenigen selbst unter den neueren Editionen wird jenen eine genaue Aufmerksamkeit gewidmet. Sogar das älteste Denkmal Deutschlands in dieser Gruppe, das Urbar von Prüm, ist nicht vollständig, sondern mit willkürlichen Auslassungen herausgegeben.² Bei anderen Ausgaben wieder werden aus bloß localem Interesse zusammenhanglose Stücke aus grösseren Aufzeichnungen herausgerissen dargeboten.³ Ausgaben von Urbaren, welche der jetzigen Höhe sonstiger diplomatischer Studien entsprechen würden, gibt es bloß einige.

Dieser Stand der Dinge macht den Boden der folgenden Ausführungen zu einem sehr unsicheren. Durch Herausgabe des zahlreichen noch unbekannten Materials werden gewiss viele unserer Ansichten verschoben werden. Zur Entschuldigung möge also der Umstand dienen, dass unter den bisherigen Verhältnissen ein abschliessendes Wort in diesen Fragen noch kaum zu sprechen ist.

Die römisch-byzantinischen Catasterbücher.

Das Personalitätsprincip ist ein Kennzeichen der Urbare; das Besitzthum einer Person, wenn es auch in verschiedenen Territorien vertheilt ist, findet in ihnen eine einheitliche Behandlung. Einen Gegensatz bilden territoriale Catasterbücher, welche ohne Rücksicht auf die verschiedenen Eigenthümer und ihre anderwärts bestehenden Besitzungen den Stand eines abgeschlossenen Territoriums beschreiben. Aber trotz dieses grundsätzlichen Gegensatzes ist es nothwendig, die Geschichte der Urbare an die territorialen Catastralaufzeichnungen anzuknüpfen. Denn aus diesen erst haben sich jene entwickelt.

¹ Klagen darüber bei Inama-Sternegg, Quellen 181, oder Lamprecht, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Neue Folge VI, 237.

² S. darüber Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben im Mittelalter II, 60.

³ So z. B. Zahn's Ausgabe der auf Oesterreich bezüglichen Theile der Freisinger Urbare in den Fontes rer. Austr. II, 36.

Die mittelalterliche Urkunde ist aus der antiken, römischen hervorgegangen.¹ In einer ähnlichen Weise hat das mittelalterliche Urbar in den Steuerrollen des römischen Kaiserreiches seinen Ausgangspunkt gefunden. Es sei also gestattet, einige Worte über dieselben und über das System, welchem sie dienten, vor auszusenden.

Das System der directen Besteuerung hat in der späteren römischen Kaiserzeit eine hohe Vollkommenheit erlangt. Die Bestrebungen der Imperatoren gingen auf eine Vereinheitlichung des ganzen Weltreiches aus, und auch das Steuerwesen bezeugt diese nivellirende Thätigkeit. Die mannigfaltigen Tribute der unterworfenen Provinzen verschmolzen nach und nach in ein einheitliches Abgabensystem, und am Ende des 3. Jahrhunderts wird demselben auch das bisher privilegierte Italien unterworfen. Eine feste Form für diese Steuerbelastung kam unter dem Kaiser Diocletian zustande. Durch diese wurde die directe Steuer in eine feste Beziehung zu dem Bodenbesitz gebracht. Die Grundsteuer wird zu der wichtigsten Abgabe, deren Höhe durch das Ausmass und die Ertragsfähigkeit des Bodenbesitzes der Contribuenten bestimmt wurde. Eine genaue Catastrirung des gesammten steuerpflichtigen Bodens bildete die Grundlage dieses Steuersystems, und es mangelt nicht an Nachrichten über dieselbe.

Im Jahre 289 wurde der erste allgemeine Reichscataster durchgeführt, und seit dem Jahre 297 wurde er in fünfjährigen Zwischenräumen revidirt.² Dieser Cataster war etwas anderer Art als die entsprechenden Arbeiten unserer Zeit. Er war nicht einheitlich, sondern bestand aus zwei Gruppen: dem übersichtlichen grossen Reichscataster und den detaillirten Beschreibungen der einzelnen Civitates. Diese Particularbeschreibungen einzelner Verwaltungsbezirke entsprechen ganz unseren Vorstellungen vom Cataster. Sie enthalten eine vollständige Aufzählung der im Bezirke begüterten Steuerpflichtigen und ihres Besitzes. Verfertigt wurden sie durch ‚censitores‘, nicht

¹ H. Brunner, Zur Rechtsgeschichte der römischen und germanischen Urkunde 2.

² O. Seeck, Die Entstehung des Indictionscyklus. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft XII, 285.

ständige, sondern ad hoc ernannte Functionäre,¹ auf Grund der Steuerprofessionen der einzelnen Besitzer, welche griechisch ἀπογραφᾶι genannt wurden.² Die ‚forma censualis‘ schrieb vor, was die Steuerprofessionen enthalten sollten: Namen der Parcellen, Ausmass des Ackerlandes, Zahl der Rebenstöcke und der Olivenbäume, das Weide- und Waldland mit den zugehörigen Slaven und Colonen.³ Auf Grund dieser Angaben wurde der Cataster des Stadtbezirkes verfertigt. Er wurde manchmal als Inschrift auf Stein oder Metall in der Stadt aufgestellt;⁴ doch mag dies der seltenste Fall gewesen sein. Die häufigen Aenderungen der Besitzverhältnisse verlangten eine einfache schriftliche Aufzeichnung in Steuerbüchern, welche im städtischen Tabularium aufbewahrt wurden. Sie hatten verschiedene Namen; ‚libri censuales, censuales paginae‘ nannte man sie, ‚encautoria, diagrapha, vasaria publica‘. Aber in der späteren Zeit werden sie fast durchwegs ‚polyptycha‘ genannt.⁵ Diesen Namen verdanken sie wohl dem Umstande, dass sie in der Form mehrblättriger Bände geführt wurden.⁶

Von diesen Particularcatastern war der Reichscataster gänzlich verschieden.

Im Reichscataster wurden nicht alle Einzelposten der Particularcataster aufgenommen, sondern blos die Zahl der Steuereinheiten, welche ein jedes Municipium enthielt. Diese Steuereinheiten sind eine Schöpfung der centralistischen Reformen Diocletian's; sie hiessen in verschiedenen Provinzen ‚juga‘ oder ‚capita, millenae, centuriae‘. In Syrien z. B. entsprachen einem ‚jugum‘ 5 jugera Weinland oder 20 jugera

¹ Die eventuelle Revision wurde von den ‚peraequatores‘ vollzogen. O. Seeck in der Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgesch. IV, 320 ff.

² Solche Steuerprofessionen, doch meist über Stadtbesitz, sind aus Aegypten erhalten. O. Wilken, im Hermes XXVIII. 230 ff.

³ Die ‚forma censualis‘ bei Ulpian. Dig. 50, 15, 4. J. Marquart, Römische Staatsverwaltung II, 214.

⁴ Von den griechischen Inseln sind uns einige Reste solcher Catastral-inscriptionen erhalten. Mommsen im Hermes III, 436. Bulletin de corresp. hellénique IV, 417. Eustratiades in der Archaiologike Efemeris 1870. Die Inschrift aus Volsci vom Jahre 323 C. I. L. X, 407 ist schwer zu deuten und gehört kaum in diese Gruppe.

⁵ So Cod. Theod. XI, 26, 2; XI, 28, 13. Vegetius, De re militari II, c. 19.

⁶ Guérard, Polyptyque de l'abbé Irminon 16.

Acker der ersten, 40 der zweiten und 60 der dritten Classe.¹ Dieses Verhältniss wechselte wohl nach den volkswirtschaftlichen und natürlichen Zuständen der Gegenden, doch war es stets leicht, aus den genauen Catastern der Municipien dem Centralamt jene Zahl von Steuereinheiten anzugeben, welche den gesammten Besitz des Stadtterritoriums repräsentirten.² Durch die Zahlen des Reichscatasters wurde der Centralstelle die Steuerkraft jeder Stadt klar. Von da wurde jährlich eine ‚delegatio‘ erlassen, welche den auf jedes Jugum entfallenden Steuerbetrag feststellte; durch eine einfache Multiplication ersah man dann leicht, wie viel jede Provinz an die Reichscasse abzuführen hatte. Die Provinzleiter übermittelten die ‚particulares delegationes‘ den einzelnen Municipien, deren Decurionen die Eintreibung der Beträge von den einzelnen Steuerpflichtigen oblag.³ Man konnte auch bei diesen Einrichtungen einen Steuernachlass dadurch ausdrücken, dass man die Zahl der Steuereinheiten eines Bezirkes kleiner annahm, als sie im Reichscataster war. Die Decurionen der Städte liessen nach dem Erhalt der ‚particularis delegatio‘ unter Benützung des Particularcatasters ein Verzeichniss verfertigen, in welchem die von einzelnen Besitzern zu leistenden Steuerbeträge verzeichnet waren.⁴

Wir sehen also, dass nicht der Reichscataster, sondern die Particularbeschreibungen, die Polyptycha, unserer Vorstellung von einem Cataster entsprechen. Sie wurden auch so gehandhabt. Wurde z. B. ein Grundstück durch Elementarereignisse ertraglos, so musste es in ihnen bemerkt werden. Ebenso musste beim Verkauf von Realitäten eine Umschreibung der Eigenthümer vorgenommen werden.⁵

¹ Siehe Bruns und Sachau, Syrisch-römisches Rechtsbuch.

² Die Frage der Steuereinheiten ist eine sehr umstrittene. Am schärfsten beurtheilt diese Einrichtung O. Seeck, Die Schätzungsordnung Diocletian's, sieht aber, wohl fälschlich, auch die Particularcataster als blosse Verzeichnisse von Steuereinheiten an.

³ O. Karlowa, Römische Rechtsgeschichte I, 907.

⁴ Ibidem. Ueber die Art dieser Steuervertheilung besonders Justinian's 128. Novelle, wo ausdrücklich die Repartition der Steuer κατὰ τὴν δύναμιν τῆς δημοσίας ἀπογραφῆς vorgeschrieben wird.

⁵ Zachariae von Lingenthal in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte IX, 268. O. Wilken im Hermes XXVIII, 236.

Auf diese Einrichtungen also stützte sich die diocletianische Steuerreform. Sie wurden auch in den folgenden Zeiten beibehalten. Wir wissen, dass Constantin der Grosse ein Normalformular für die Steuerrollen festgesetzt hat,¹ und seine Nachfolger suchten das System nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten. Im byzantinischen Reich können wir die Catastraleinrichtungen bis tief in das Mittelalter verfolgen. Sie verschwanden hier erst, als die ganze Steuerverwaltung morsch wurde und einen Rentencharakter annahm. Dann erst vollzog sich die Wandlung, welche für unser Thema von grosser Wichtigkeit ist, nämlich der Uebergang der Staatscataster in Privaturbarien. Diese Wandlung war durch die Lage der Dinge selbst gegeben.

Denn unter den Particularbeschreibungen der Civitates, von denen ich oben gesprochen habe, wurden auch die Aufzeichnungen der quasimunicipalen Districte verstanden. Die Provinzen zerfielen nicht nur in eine Anzahl von Stadtterritorien, sondern sie enthielten auch Districte, welche keiner Stadt einverleibt waren. Es waren die ‚fundi excepti‘ der Senatoren und anderer Grossgrundbesitzer. Sie erreichten oft eine riesige Ausdehnung und bildeten einen Organismus für sich, welcher direct dem Rector der Provinz unterstand und einen Theil der municipalen Hoheitsrechte besass.² Diese salti³ — das ist die technische Bezeichnung — erhielten auch in der diocletianischen Steuerverfassung eine quasimunicipale Stellung. Sie wurden nicht in den Cataster eines Civitas einbezogen, sondern lieferten ihren Steuerbetrag an den Provinzleiter direct ab, nach dem Ausmasse einer Sonderbeschreibung.⁴ Darum hiessen sie in der byzantinischen Reichsverwaltung, weil sie eine Einheit im Steuerwesen darstellten, *ὁμόδουλα*, im Gegensatz zu den *ὁμόκηρα*, das ist Gründen, die im Gemeindecataster verzeichnet sind.⁵ In diesen Sonderaufzeichnungen über Grossgüter einzelner Besitzer haben wir den Ausgangspunkt für die Urbarialaufzeich-

¹ M. Weber, Die römische Agrargeschichte 205.

² S. darüber besonders A. Schulden, Die römischen Grundherrschaften, in der Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgesch. III, 149 ff.

³ Sie werden auch ‚possessiones‘, griechisch *ἰδιόστατα* genannt.

⁴ Schulden l. c. 155.

⁵ Schulden l. c. 155. Zachariae von Lingenthal, Geschichte des griechisch-römischen Rechts 230.

nungen zu suchen. Sie umfassen die Beschreibung eines Grossgrundbesitzes mit genauer Specification des Bodens und der Unterthanen. Das Territorialitätsprincip trifft hier also mit dem Personalitätsprincip zusammen. Ursprünglich waren sie nur im fiscalischen Interesse des Staates entstanden, wohl unter Mitwirkung öffentlicher Functionäre. Doch bald drückte das private Interesse das staatliche in Hintergrund. Es war eine allgemeine Entwicklung des zerfallenden römischen Weltreiches, dass die öffentlichen Befugnisse von den Privaten langsam usurpirt wurden. Der Anfang war dadurch gemacht, dass ein Grossgrundbesitzer in seiner Grundherrschaft eine Anzahl municipaler Hoheitsrechte auszuüben begann. Diese Bresche, welche in die rechtliche Anschauungswelt der römischen Verfassung geschlagen wurde, erweiterte sich dann immer mehr.

Den mächtigen Besitzern ist es seit dem 4. Jahrhundert oft gelungen, sich von der ordentlichen Steuererhebung überhaupt freizumachen und freiwillige Steuerbeiträge, *αὐτόπραγα* genannt, zu leisten.¹ Verlor der Cataster der Domäne dadurch seine Bestimmung als Hilfsmittel der Besteuerung, so verschwand er doch nicht. Der Grundherr, der bereits aus seiner Domäne einen quasimunicipalen Bezirk geschaffen hatte und von seinen Colonen analoge Leistungen verlangte, wie sie die Einwohner eines Municipiums an die Stadt leisteten, bediente sich der bisherigen Steuerrolle zu seinen privaten Verwaltungszwecken. So wurde die ursprünglich öffentliche Steuerrolle zu einem Urbar.

Wir können diese Entwicklung sowohl in den West- wie den Ostprovinzen des römischen Reiches verfolgen. Im byzantinischen Reich haben sich derartige Aufzeichnungen bis in das 14. Jahrhundert erhalten.² Man nannte sie *ἀναγραφαὶ* oder *πρακτικόν*.

So ist uns eine Urbarialaufzeichnung aus Lampsakos, aus der Zeit der Venezianerherrschaft vom Jahre 1214 erhalten, welche, obwohl durch die lateinische Uebersetzung

¹ Schulten l. c. 155.

² Zachariae v. Lingenthal l. c. 195. Eine besondere Abhandlung hat diesen Aufzeichnungen Uspenskij gewidmet, Journal des russischen Ministeriums für Volksaufklärung, 1884 Februar, 1885 Jänner. Auf diese Abhandlung verweisen wir, da im Folgenden nur die Urbarien des westlichen Europas näher behandelt werden.

verstümmelt, dennoch ihren Ursprung aus den alten Steuerrollen nicht verleugnet.¹ Oder wir finden in den Acten des Klosters Athos Bruchstücke von Urbarien, welche ganz in der Weise der später zu beschreibenden Polyptychen verfasst sind.² Ja selbst in die südslavische Verfassungswelt drang die zähe Form der alten Catastralien ein. Man braucht nur in den Praktikos von Chilandar, einem Urbar, das im 14. Jahrhundert in serbischer Sprache verfasst wurde, Einsicht zu nehmen, um sich von der Aehnlichkeit der Beschreibungsart mit den römischen Aufzeichnungen zu überzeugen.³

Es kann also über den Ursprung der Urbarialien des oströmischen Reiches aus den staatlichen Catastralien kaum ein Zweifel bestehen. Bei dem conservativen Wesen von Byzanz ist es auch ganz selbstverständlich. Doch auch im Westen ging dieselbe Entwicklung vor sich.

Die Urbarialaufzeichnungen in Italien.

Das oströmische Reich verzehrte langsam die Errungenschaften und Institutionen, welche die Antike aufgespeichert hatte. Im Westen ging dieser Vorgang rascher vor sich, durch die neuen germanischen Elemente gefördert. Hier wurden früher die vielen staatlichen Befugnisse von privaten Kräften aufgesogen; aber auch hier vollzog sich dieser Process nicht so rasch, dass wir ihn nicht fast Schritt für Schritt verfolgen könnten.

Es erfolgte kein jäher Bruch mit der antiken Welt nach der Besitznahme Italiens durch die Germanen. Lange trachteten die Herrscher derselben die volle Erbschaft der Imperatoren mit dem ganzen Regierungsapparat anzutreten und aufrechtzuhalten.

Auch das Steuersystem der Kaiserzeit mit seinen Catastraleinrichtungen behauptete sich lange in den Stürmen, welche das Land überflutheten. Die Polyptycha behielten auch während der Germanenherrschaft ihren Sitz in den städtischen Tabularien.

¹ Uspenskij l. c. 1884, 290 ff.

² Ebenda 1884, 309.

³ Ebenda 1885, 2 ff., und Uspenskij in den Denkschriften der Universität von Novorosijsk 38, 1883.

Gleich in der Zeit Odoaker's begegnen wir ihnen. In einer Urkunde vom Jahre 489, welche die Tradition eines Gutes behandelt, übernimmt der Empfänger die fiscalischen Lasten des Besitzes und lässt hiebei seinen Namen in die *Polyptycha* als Namen des neuen Besitzers eintragen.¹

Der vorübergehenden Herrschaft Odoaker's folgte die längere der Gothen. Diese war besonders anfangs für die römischen Institutionen geradezu conservirend. Der grosse Theodorich bemühte sich krampfhaft, die Höhe der antiken Cultur zu behaupten.

Natürlich hielt auch er die ganze Steuerverwaltung mit ihren Besitzrollen aufrecht. Seine Mandate sprechen oft von Tilgungen und Nachträgen in den Catasterbüchern, deren Namen ‚*vasaria*‘ und ‚*polyptycha*‘ beibehalten wurden.² Die Verwaltungscorrespondenz, welche in Cassiodor's ‚*Variae*‘ erhalten ist, zeigt uns diese Steuerrollen als eine stets gehandhabte Institution, welche weitergeführt wird und rechtliche Kraft in Verwaltungssachen besitzt.³

Auf die conservative Regierung Theodorich's folgten die zerstörenden Kriegsjahre der Gothenkriege. Aber auch aus diesen Jahren haben wir Nachrichten über den Gebrauch der Steuerrollen.⁴ Doch ist in dieser Zeit kaum an ein geordnetes Steuerwesen zu denken; dasselbe ist wohl erst nach dem endgiltigen Siege der Byzantiner wieder aufgenommen worden. Unter byzantinische Herrschaft zurückgekehrt, genoss Italien wieder eine regelmässige Steuerverwaltung, welche zwar

¹ *Parati sumus singulis annis pro eadem praedia fiscalia competentia solve- vere, unde rogamus, ut jubeatis a polyptichis publicis nomen prioris domini suspendi et nostri domini adscribi.* Marini, I papiri diplom., p. 130.

² *Tot solidos tributarios supradictae possessionis — ita faciatis de vasariis publicis diligenter abradi.* *Variae* VII, 45.

³ *Ut omnibus a te sollicita atque aequabili indagatione compertis polyptychi iubeantur ascribi.* *Variae* V, 14. *Dehinc non polyptychis publicis, ut moris est, sed arbitrio compulsorum suggeruntur provincialium subiacere fortunae.* *Ibidem* V, 39.

⁴ Die Urkunde vom Jahre 540 bei Marini, p. 176. Doch muss man dabei andererseits die Fortdauer der formalen Theile der Urkunden in Betracht ziehen.

an Härte den Plünderungen der Kriegsjahre nicht viel nachstand, aber auf rechtliche Einrichtungen sich stützte.¹

Für den grösseren Theil des Landes dauerte aber auch dieses nicht lange. Neue germanische Eroberer traten hier die Erbschaft der Ostgothen an. Die langobardischen Könige scheinen die complicirte Steuerverwaltung Roms nicht angenommen zu haben. Sicher verschwand sie in ihren Landstrichen bald vollkommen und mit ihr die staatliche Einrichtung der Catasterbücher.

In den byzantinischen Theilen Italiens erhielten sich diese Einrichtungen zwar länger, aber nicht um Vieles. Sie sind auch hier schon unpracticabel geworden, und die Zustände arbeiteten an ihrer Vernichtung. Die wirthschaftliche Entwicklung durchbrach hier die Verwaltungsinstitutionen. In den Gothenzeiten ist der Curienverfassung, auf welcher die Steuereinnahme beruhte, der letzte Schlag versetzt worden; die verarmten Decurionen waren ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen. Die mächtigen Grossgrundbesitzer dagegen haben sich meist schon früher durch den oben geschilderten Vorgang der regelmässigen Besteuerung entzogen. So verschwand nach und nach das, wenn auch drückende, doch theoretisch gerechte Steuersystem, und mit ihm verschwanden die Polyptycha der Stadtgemeinden. Nicht ganz dasselbe trat aber bei den grossen Grundherrschaften ein. Wir haben schon oben gezeigt, wie die Grossgrundbesitzer die alten Steuerrollen zum privaten Gebrauche beibehalten und somit einen Rest des antiken Verwaltungsmaterials in das Mittelalter hinübergerettet haben.

Es war natürlich, dass der grosse Besitzer einen schon vorhandenen Behelf, welcher ihm die Uebersicht über den ausgedehnten und in verschiedenen Formen bewirthschafteten Besitz bot, nicht aufgegeben hatte. Indem er einen freiwilligen Beitrag an Steuern leistete, hörte er nicht auf, sich bei seinen Colonen zu entschädigen. Der grössere Theil der grundherrlichen Leistungen derselben ist ja als eine Analogie der Lasten, welche von der Civitas den Bürgern auferlegt wurden, entstanden. So diente die ehemals öffentliche Steuerrolle als ein privates Gebührenbuch.

¹ S. darüber L. Hartmann, Untersuchungen zur Geschichte der byzantinischen Verwaltung in Italien 78 ff.

In Italien befand sich schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters der grösste Grundbesitz in den Händen der christlichen Kirche. Die Güter der Kirche waren schon nach der antiken Anschauung *fundi excepti*, wie überhaupt der Besitz aller juridischen Personen.¹ Der kirchliche Grundbesitz entzog sich also recht bald dem allgemeinen Steuerschema, und die eben dargelegte Wandlung der *Polyptycha* in Privaturbare vollzog sich hier am ehesten.

Das römische Bisthum überragte an Güterbesitz alle anderen geistlichen Anstalten des Landes. Es ist also natürlich, dass wir da die ersten Nachrichten über Güterverzeichnisse erhalten. Die Aufzählungen der Immobilien in den ersten Theilen des *Liber pontificalis* gehen auf Verzeichnisse zurück, welche schon vor dem Ende des 4. Jahrhunderts vorhanden waren.² Eine gründliche Beschreibung der römischen Kirchengüter liess Papst Gelasius I. (492—496) verfassen.³ Sein *Polyptychon* entstand aus Einzelbeschreibungen der Güter, deren Verfassung den Gutsverwaltern obgelegen ist. Eine solche von dem Diakon Corvinus, Verwalter des Picenischen Besitzes, verfasste wird ausdrücklich erwähnt.⁴ Dieses Werk des Papstes Gelasius I. wurde von den Nachfolgern im Gebrauch erhalten, und erst nach hundert Jahren fand eine Ueberarbeitung desselben statt. Gregor der Grosse, dessen ganzes Werk für den Aufschwung der römischen Kirche so bedeutungsvoll war, vollbrachte diese Erneuerung.⁵

Dieses neue *Polyptychon* soll ein grosser Papyrusband gewesen sein, in welchem die gesammten Güter bis auf das entfernteste mit allen ihren Renten verzeichnet waren. Im 9. Jahrhundert befand es sich noch im lateranensischen Archiv.⁶

¹ A. Schulten, Die römischen Grundherrschaften 391.

² Duchesne, *Le liber pontificalis* I, CL.

³ S. Anm. 5.

⁴ Brief Gelasius' an denselben vom Jahre 494 bei P. Ewald, Die Papstbriefe der britischen Sammlung, *Neues Archiv* V, 510.

⁵ Gregorius — cunctorum patrimoniorum praediorumque reditus ex Gelasiano polyptyco, cuius nimirum studiosissimus videbatur pedisequus, adaeravit. Johannes Diaconus, *Vita S. Gregorii* II, 24.

⁶ Extat usque hodie in sacratissimo Lateranensis palatii scrinio — chartaceum praegrande volumen. *Ibidem* II, 30.

Die Güterverwaltung Gregors ist uns aus den Sammlungen seiner Briefe bekannt.¹ Sie war wohlgeordnet und stützte sich viel auf einzelne Güterbeschreibungen.

Ausser dem grossen Polyptychon in Rom hatten die Verwalter der einzelnen Gütercomplexe ihre Einzelaufzeichnungen, ‚breve‘ genannt.² Dieselben dienten als Grundlagen zur Verfertigung und Instandhaltung des grossen Polyptychon.³ Denn man berichtigte bei jeder Aenderung an Güterbesitz die Angaben dieser Bücher und tilgte die abhanden gekommenen Theile.⁴

Wie schon erwähnt, war das Gregorianische Polyptychon noch im 9. Jahrhundert unvergessen. Doch die wirthschaftlichen Grundlagen des Papstthums veränderten sich bald ganz. Die römischen Bischöfe erhoben sich seit der Karolingerzeit über das Niveau gewöhnlichen Grossgrundbesitzes und wurden nach und nach zu einer Grossmacht. Ihre Finanzquellen waren anderer Art als die der übrigen kirchlichen Anstalten, und darum haben wir über sie andere Aufzeichnungen. Die Werke der Päpste Gelasius I. und Gregor's des Grossen verschwanden; ihre Stelle nahmen nun die Bücher des Albinus und besonders des Kämmerers Cencius ein. Diese sind keine eigentlichen Urbarien. Doch ist ihr Zusammenhang mit den Polyptychen der Vorzeit dadurch angedeutet, dass eine Vorarbeit ähnlicher Art, welche im 12. Jahrhundert entstanden ist, der ‚liber politicus‘ des Canonici Benedict genannt wird.⁵

Neben dem römischen Stuhle war das Bisthum Ravenna wohl die reichste geistliche Anstalt Italiens.⁶ Seine Güter waren weit zerstreut und verlangten die Aufrechterhaltung grösserer Verzeichnisse.

Es ist uns glücklicherweise ein Fragment solcher ravenatischer Aufzeichnungen im Original erhalten.⁷

¹ Darüber Mommsen in der Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgesch. I.

² Reg. Greg. (ed. Migne) XIV, 14.

³ Ibidem III, 42.

⁴ Ibidem IX, 40.

⁵ P. Fabre, Étude sur le Liber censuum de l'église Romaine 9 f.

⁶ L. Hartmann, Untersuchungen 86.

⁷ Marini, I papiri diplom., Nr. 137, p. 203—204, Facsimile davon Tafel XXI.

Es ist ein Bruchstück einer langen Papyrusrolle, welche die Schriftzüge des 5. bis 6. Jahrhunderts trägt. Es sind hier die Güter aus zwei Territorien verzeichnet. In jedem Territorium finden wir die einzelnen Dörfer und Höfe aufgezählt, bei jeder Besetzung sind der Meier, die Geld- und die Natural-einkünfte verzeichnet. In grosser Schrift ist dann unten die Summe gezogen.

Wir sehen bei dieser so frühen Aufzeichnung schon den normalen Charakter der späteren Güterrodeln. Es ist kein Fragment eines grossen Polyptychons der Centralstelle, sondern eher ein Breve, welches, wie auf den päpstlichen Gütern, die Wirthschaftsbeamten einzelner Complexe führten. Wir werden deren Gebrauch jederzeit neben den Centralurbaren bemerken können.

Von anderen kirchlichen Anstalten haben wir vor dem 7. Jahrhundert kaum irgend welche Güterrollen erhalten. Inschriftliche Immobilienverzeichnisse auf Stein und Metall sind uns in einigen Fällen erhalten; diese können aber nicht als eine praktische Rechtsaufzeichnung betrachtet werden und sind kaum viel früher als im 7. Jahrhundert entstanden.¹ Trotzdem können wir solche Aufzeichnungen in dem byzantinischen Theile Italiens bei grösseren Besitzern voraussetzen. Der brüchige Papyrus war freilich ihrer Erhaltung nicht günstig.

Aber auch in den langobardischen Landesstrichen vergass man die Form der alten Steuerrollen nicht, obgleich das römische Steuerwesen hier nicht mehr vegetirte. Es ist wieder der kirchliche Besitz, in welchem wir ihnen begegnen.

Im 7. Jahrhundert verfasste man für die Güter der Kirche St. Lorenzo in Oulx (bei Turin) ein Verzeichniss, das in verstümmelter Form auf uns gekommen ist.² Es ist eine recht verworrene Aufzeichnung, aber sie zeigt doch Anklänge an die Form der alten Steuerbücher, und besonders der später zu besprechenden fränkischen Polyptycha.³ Diese Aehnlichkeiten sind eben aus der gemeinsamen Entstehungsquelle zu erklären.

¹ Rossi im *Bulletino di archeologia christiana* 1870, p. 89 f.

² Abgedruckt bei C. Troya, *Codice diplomatico Longobardo* II, 489—496, Nr. 321.

³ Ebenso wie in den fränkischen Polyptychen findet sich hier zuerst die ‚terra indominicata‘ beschrieben, dann die Namen und Leistungen der

Als am Ende des 8. Jahrhunderts die karolingische Monarchie auch den grössten Theil Italiens in ihren Machtkreis gezogen hatte, verschwanden die Urbarialaufzeichnungen keineswegs. Wir werden im folgenden Capitel darlegen, mit welchen Mitteln die Verwaltung Karl's des Grossen und seiner Nachfolger die genaue Aufzeichnung der grossen kirchlichen und weltlichen Besitzungen förderte. Sie verlangte wiederholt eine Inventarisierung des grossen Besitzes und stellte die Mitwirkung der Missi dominici zur Verfügung. Diese Bestimmungen bezogen sich auch auf Italien und wurden hier befolgt.

Wir kennen Beispiele von Inventarisierung kirchlicher Güter, wie sie die Capitularien verlangen. Dieselbe Form sehen wir in einem durch Königsboten verfassten Inventar der bischöflichen Güter von Mailand aus dem 9. Jahrhundert.¹

Aus derselben Zeit stammt das Verzeichniss der Besitzungen von St. Martin in Lucca.² Man kann dasselbe ganz gut dem Formular der officiellen Güterinquisitionen gegenüberstellen.³ Ebenso wie dort werden hier zuerst die Kirchenparamente aufgezählt, dann das Saalland und endlich die Unterthanen mit ihren Giebigkeiten. Die Stilisierung ist ebenfalls subjectiv, und wir finden häufig das bezeichnende ‚invenimus‘. Es haben also die Inventarisationsverordnungen, denen wir in anderen Theilen des fränkischen Reiches öfters begegnen werden, auch in Italien ihre Wirkung gehabt.

Neben den subjectiv gefassten Inventaren finden wir jedoch hier auch die ältere Form des objectiven Polyptychon erhalten. So entstand im Jahre 906 im Kloster der heil. Julia in Brescia ein Polyptychon, welches den grossen Urbarialbüchern der fränkischen Klöster entspricht.⁴ Der Vergleich jener mit diesem zeigt deutlich, wie beide von einer gleichen Form der römischen Steuerbücher abhängig sind.

Colonen. Die einzelnen Absätze werden mit ‚habet‘ eingeleitet, wie im Polypt. Irminonis oder Polypt. Fossatense.

¹ A. Fumagalli, Codice diplom. Santambrosiano 172. Guérard, Pol. Irm. II, 343.

² Memorie e documenti del ducato di Lucca V, Nr. 1758.

³ Ich meine die ‚Brevium exempla ad describendas res ecclesiasticas‘ in M. G., Cap. I, 250, welche unten eingehender behandelt werden.

⁴ L. Cibrario, Della schiavitù e del servaggio II, 223 f.

Doch werden schon in dieser Zeit und noch mehr nach dem 10. Jahrhundert die Urbare in Italien selten, weit seltener als jenseits der Alpen.

Besonders gilt es für Ober- und Mittelitalien. Wir finden hier nur hie und da noch Aufzeichnungen, welche Urbaren nahestehen. Aus Santa Maria di Porto in der Romagna haben wir z. B. ein Breviarium der Besitzungen, das im Anfange des 12. Jahrhunderts entstanden ist und ein Urbar genannt werden kann.¹ Dann finden sich summarische Uebersichten der Besitzungen und Lehen, gewöhnlich ‚breve recordationis‘ genannt.² Doch sind solche Documente in Italien recht selten, besonders wenn man damit ihr häufiges Auftreten in Deutschland vergleicht, wo wir sie fast bei jeder Grundherrschaft mehrfach vorfinden.

Diese Thatsache ist aus der wirthschaftlichen Entwicklung Italiens und aus der Stellung seines Schriftwesens zu erklären. Ein gleichförmiger Unterthanenstand und ein festes Hofrecht wie in Deutschland war in Italien nicht zustande gekommen. Besonders in Mittelitalien ist die freie Zeitpacht stets mehr in Uebung gekommen, und selbst das aus der Antike überlieferte Colonat schuf hier keinen einheitlichen Hörigenstand. Es ist ein grosser Unterschied zwischen den deutschen Grundherrschaften, wo jeder einzelne Grundholde in der Hofgemeinde, welche auch dem Herrn gegenüber das Weisungsrecht behauptet, Vertretung findet, und zwischen den italienischen Latifundien. Hier gibt es keine Dorfgemeinde, jeder einzelne Landbewohner steht in einem speciellen Verhältniss zum Herrn, unter verschiedenen Vertragsbedingungen. Dazu kommt noch der ungleich höhere Stand des Schriftwesens Italiens zu jeder Zeit. Wo in Deutschland noch lange der Verbalvertrag das Ueblichste war, bot das ununterbrochen blühende Notariatswesen Italiens eine verlockende Gelegenheit zur schriftlichen Fixirung aller Verhältnisse.

¹ Facsimile daraus E. Monaci, Archivio paleografico italiano, vol. I, 3.

² So z. B. Tiraboschi, Storia della badia di Nonantola II, doc. 95, oder Chronicon anonymi Salernitani ap. Muratori, Script. II², 283. Auch Chiuso, Saggio di antichi documenti dell' archivio arcivescovile di Torino 42.

Seit dem frühen Mittelalter war in Mittelitalien das Vergeben des Landes zur freien Kleinpacht ‚per libellum‘ die gewöhnlichste Art. Ueber die Verpflichtungen des Pächters wurden zwei gleichlautende Libelli durch den öffentlichen Notar ausgestellt, deren einen der Herr, deren anderen der Bauer behielt.¹

Solche Verhältnisse boten keinen günstigen Boden zur weiteren Entwicklung von Urbarialaufzeichnungen. Das Weisthum, welches in Deutschland die Grundlage des Urbars bildete, fehlte hier, die Verhältnisse des Herrn zum Unterthanen waren urkundlich festgestellt. Die Urkunde besiegte die alten Güteraufzeichnungen und verdrängte sie fast ganz. Wir sehen es in einem Codex aus Ravenna aus dem 10. Jahrhundert. In diesem unter dem Namen Codex Bavarus bekannten Buche² findet man eine Zusammenstellung der Libellarverträge und anderer Verleihungsurkunden über die Güter des Erzbisthums. Diese Urkundenauszüge sind nicht chronologisch, sondern territorial nach den einzelnen Domänen geordnet. Es ist das Skelet eines Urbars, aber mit Urkunden ausgefüllt. Die Urkunde hat sich hier in das Polyptychon eingeschlichen und es endlich vollständig verdrängt. An die Stelle der Polyptychen kommen grosse Urkundensammlungen, wie sie uns z. B. aus Farfa und Subiaco vorliegen. Wenn man auch dann hie und da in ihnen eine Güterverzeichnung vornahm, so war das kein wirkliches Urbar, dessen Vorbedingung doch die örtliche Feststellung und Weisung des Besitzes und der Rechte ist, sondern eine schlichte Zusammenstellung aus Urkunden ohne irgendwelche Rechtskraft. Als solche bezeichnet sie auch der Chronist von Farfa, welcher seine Güterübersicht direct aus Urkunden entnommen zu haben bekennt.³ Solcherart ist auch das grosse Güterbuch

¹ Pertile, Storia del diritto italiano, II. Aufl., III, 167 f., IV, 264 f., und besonders L. Hartmann in den Mittheil. des Instituts für österr. Geschichtsforschung XI, 361 f. Das von demselben herausgegebene Tabularium ecclesiae S. Mariae in Via Lata bietet viele solche Pachturkunden.

² Codex traditionum ecclesiae Ravennatis ed. J. Bernhart, München 1810. Darüber L. Hartmann, Bemerkungen zum Codex Bavarus in den Mittheil. des Instituts für österr. Geschichtsforschung XI, 361 f.

³ Sicut in authenticis et antiquissimis scriptis membraneis reperimus, Muratori, Script. II, 417 f.

des Erzbischofs von Genua vom Jahre 1143.¹ Eine Rechtskraft erlangten solche Aufzeichnungen blos, wenn sie in einer königlichen oder päpstlichen Bestätigungsurkunde inserirt waren.² Wahre Urbare haben durch die Archive und Regestenwerke ihre Bedeutung verloren und kommen kaum vor.

Ebenso sind die statistischen Aufzeichnungen, welche von den moderne Verwaltungsziele anstrebenden Communen Italiens veranlasst worden sind, nicht als Urbare zu betrachten. Das Catasterbuch von Orvieto z. B. aus dem Jahre 1292³ ist eine statistische, zu Besteuerungszwecken verfasste Beschreibung der Bürger und ihres Besitzes. Diese und ähnliche Arbeiten der Staatsgewalten⁴ sind ebenso wenig unter den Urbarien zu behandeln wie die statistischen Arbeiten unserer Tage.

Wirkliche Urbarialien erhielten sich nur in Süditalien lange. Hier, wo die längere byzantinische Herrschaft andere wirthschaftliche Grundlagen schuf, wo noch heute der Grundbesitz der Possidenti in weit crasserer Form erhalten ist, behielten die Urbare bis in unser Jahrhundert ihre Rechtskraft.⁵ Sie wurden hier ‚platea‘ oder ‚cabreo‘ genannt. Für den ersten Ausdruck gibt Rinaldi zwei Erklärungen: entweder stammt er von der ‚platea‘, dem Gemeindeplatz, wo die Versammlungen gehalten wurden, oder vom Ackerfeld, welches auch ‚platea‘ genannt wird. Zuerst tritt er im Jahre 1165 auf.⁶ Der zweite Ausdruck ist eine Abkürzung von ‚capibrevium‘, d. h. Verzeichniss. Besonders die Ritterorden, welche in Süditalien reich begütert waren, gebrauchten die letztere Benennung. Aber auch die königliche Macht bediente sich solcher Aufzeichnungen,

¹ Atti della società Ligure di storia patria II, parte 2. S. auch Rinaldi, Archivio giuridico XLVIII, 333—335.

² So z. B. päpstliche Bestätigungsurkunden für die Kirche von Tivoli. L. Bruzza, Regesto della chiesa di Tivoli, Rom 1880.

³ Herausgeg. von G. Pardi im Bollettino della società Umbra di storia patria II.

⁴ Solche sind z. B. R. Foglietti, Il catastro di Macerata dell' anno 1268 oder A. Crivelluci, L' antico catastro di Ascoli aus dem Jahre 1381. Andere Cataster aus Jesi, Amandola, Amelia.

⁵ Die Kenntniss dieser Werke verdanken wir ganz der Schrift A. Rinaldi's, Valore storico-giuridico dei cabrei e delle platee, Archivio giuridico XLVIII.

⁶ Rinaldi l. c. 339.

und in Sicilien entstanden in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts grosse Verzeichnisse der königlichen Güter.¹ Die Rechtskraft der Aufzeichnungen im Königreich der beiden Sicilien dauerte bis in die letzten Jahre, war jedoch durch das Eingreifen öffentlicher Notare bedingt. Im übrigen Italien blieb sie unbekannt; hier beherrschte die Urkunde das ganze Rechtsgebiet.

Staatliche Inventarisirung des Grossgrundbesitzes im fränkischen Reich.

„Seit dem Untergang des römischen Imperiums vollzogen sich bis in das 10. Jahrhundert zwei Vorgänge ohne Unterbrechung: der eine war die fortgesetzte Schwächung der öffentlichen Gewalt, der andere die Fortschritte des Grossgrundbesitzes und der Vasallität. Unmerklich gelangte man so weit, dass die Grundherrschaft und die Vasallität die einzigen lebenskräftigen Institutionen wurden; sie nahmen die Befugnisse auf, welche in den vorhergehenden Jahrhunderten die Staatsgewalt innehatte. Nach der Vollendung dieser Entwicklung wurde die Gesellschaft nicht mehr durch die politischen Gesetze verwaltet, sondern durch die Gesetze des Grundbesitzes und die Gewohnheiten des persönlichen Feudalnexus.“ Mit diesen Worten charakterisirt der französische Forscher² die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in Gallien in der nachrömischen Zeit. Die pseudostaatlichen Kräfte, die Grundherrschaft und die Feudalität verschlangen die Kraft der staatlichen Macht. Klar zeigt sich dieser Vorgang in der Weiterentwicklung des Steuerwesens und seiner Aufzeichnungen im fränkischen Reich. Die Germanen fanden in Gallien die römische Steuerverwaltung mit ihren Steuerrollen vor. Weder die Westgothen-³ noch die Frankenkönige verschmähten sie, sie hatten den besten Willen, ihrer Vorthelle theilhaftig zu werden. Doch umsonst; diese complicirte Institution war gleich vielen anderen dem Untergange

¹ I capibrevi di Giovanni Luca Barberi, herausgeg. von Silvestri in Documenti per servire alla storia di Sicilia, Prima serie, vol. IV, VIII, XIII.

² Fustel de Coulanges, Les transformations de la royauté pendant l'époque carolingienne 703.

³ Polyptychen blieben auch im Westgothenreich bestehen: Praenotati in polyptichis publicis atque — censiti, Lex Wisig. XII, 2, 13.

geweiht, und die fränkische Verwaltung hat auf dem Gebiete des Steuerwesens nur Rückschritte zu verzeichnen.¹

Die römische Grundsteuer blieb unter den Merovingern bestehen. Die alten Steuerrollen behielten ihre Rechtskraft und ihre Namen.² Indem sie den neuen Verhältnissen nicht mehr genügten, versuchten die Merovinger des Oeftern, ihre Umarbeitung durchzuführen. Das Werk Gregor's von Tours bietet darüber viele Nachrichten.³ Wir lesen da oft von dem Unwillen, auf den die königlichen Steuereinschätzer gestossen sind; wir hören vom Verbrennen der Steuerbücher und vom Eingreifen der Heiligen.⁴ Aber trotz dieser Bemühungen der königlichen Gewalt verschwindet ganz allmählig das rationelle römische Steuerwesen und verliert seinen Charakter. Es war kein königlicher Erlass, welcher es aufgegeben hatte, es war keine allgemeine Auflehnung des Volkes gegen die Steuer, durch welche seine Abschaffung erlangt wurde. Die Merovinger selbst verloren das rechte Verständniss für das Steuerwesen. Sie selbst betrachteten es nicht als eine gerechte Forderung des Staatsoberhauptes zur Bestreitung der öffentlichen Geschäfte, ihnen selbst erschien es als eine unchristliche Belastung der Unterthanen, als eine Sünde.⁵ Wir hören stets von der gnadenweisen Vernichtung der Steuerbücher zum Heile der königlichen Seele, auf Mahnungen des Clerus. Die Geistlichkeit, besonders die Bischöfe, welche das System bereits durch Immunitäten durchbrochen hatten, eiferten gegen das staatliche Besteuerungsrecht. Die Bischöfe und Aebte waren die ersten Grossgrundbesitzer des Landes, sie trugen also viel bei zur Zerrüttung der Centralgewalt. Im 7. Jahrhundert ist der Verfall des Steuerwesens schon unaufhaltbar; die Grundsteuer

¹ H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte II, 234.

² *Polyptici publici* bei Marculf, Form. I, 19, Fredegar Chronicon, M. G., Script. Merov. II, 62, 115; *Historia translationis S. Glodesindis* in *Acta Sanct.*, Bol. Juli VI, 216. Gregor von Tours nennt sie meist ‚*descriptions*‘.

³ Gregor von Tours III, 36; IV, 2; V, 28, 35; VII, 15; IX, 30; X, 7; E. Glasson, *Histoire du droit et des institutions de la France* II, 371.

⁴ Fustel de Coulanges, *La monarchie franque* 265 f.; J. Roth, *Geschichte des Beneficialwesens* 85 f.

⁵ Fustel de Coulanges, *Les transformations* 30 f.

verwandelte sich überhaupt bald in eine Reallast, die in unveränderter Höhe von den belasteten Grundstücken eingehoben wurde.¹ Sie beendete ihr Dasein, indem sie in die Hände von Privaten gelangte und zum herrschaftlichen Grundzinse wurde.²

Durch diese Entwicklung verloren auch die Polyptycha ihre Bedeutung als öffentliche Urkunden und wurden von der Staatsverwaltung aufgegeben.

Die karolingische Dynastie flösste dem fränkischen Staatswesen neues Leben ein. Die gewandten Hausmeier und ihre gekrönten Nachkommen verstanden es, das morsch gewordene Staatsgebäude zur neuen Blüte zu bringen; auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens versuchten sie eine Revindication der königlichen Rechte durchzuführen. Karl dem Grossen schwebte eine Renaissance des absoluten römischen Imperiums vor, alle noch vegetirenden Reste desselben sollten zu neuer Geltung gebracht werden.

Doch weder er noch die anderen Karolinger versuchten es, das abgelebte römische Besteuerungssystem zu neuem Leben zu bringen. Ihr praktischer Regentensinn sagte ihnen, dass die ganze thatsächliche Entwicklung dagegen sei. Sie sahen richtig ein, dass nunmehr das hoffnungsvollste wirthschaftliche Element die grosse Grundherrschaft sei; sie suchten sich also dieselbe dienstbar zu machen. Den grössten Grundbesitz im Lande behaupteten sie selber, und sie liessen ihm eine umsichtige Pflege angedeihen. Zugleich strebten sie aber, den grossen kirchlichen Besitz in ihren Kreis zu ziehen und die weltlichen Grossen durch Beneficialwesen und Vasallität an sich zu fesseln. Vor Allem lag ihnen daran, eine genaue Kenntniss über die wirthschaftlichen Kräfte dieser Besitzungen zu haben. Sie strebten es nicht an, aus administrativen Zwecken die alten Polyptycha aufzufrischen, um genaue territoriale Beschreibungen des Reiches zu haben. Denn der kleine Landbebauer interessirte sie weniger als die unaufhaltsam wachsenden Grossgüter. Auf diese wollten sie einen Einfluss behaupten, ihre Kräfte wollten sie sich zunutze machen, und darum suchten sie auch genaue Kenntniss über sie zu erhalten. Was zwischen den Latifundien an Kleinbesitz

¹ Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte II, 235.

² Glasson, Histoire du droit II, 371.

lag, schien ihnen von geringerer Bedeutung. Wir sehen auch, dass folgerichtig die karolingische Staatsverwaltung nicht mehr wie die römische die Catastrirungen von Territorien vornimmt, sondern blos Einzelbeschreibungen des Grossgrundbesitzes entstehen lässt.

Die Säcularisirungen von Kirchengut im 8. Jahrhundert boten den ersten Anlass zu solchen Arbeiten. Seit den Zeiten Karl Martell's sah man sich öfter genöthigt, Kirchengut an Laien zu vergeben, um die Bildung einer kräftigen Ritterschaft zu begünstigen. Es geschah zuerst gewaltthätig ohne rechtliche Formen; erst unter Karlmann und Pippin kam eine Verständigung zwischen der Regierung und der Kirche zustande, nach welcher das Eigenthum der vergebenen Güter bei den kirchlichen Anstalten verblieb und die belehnten Laien nur den precaristischen Besitz derselben erhielten. Es war die sogenannte ‚*precaria verbo dominico*‘. Um diese modificirten Säcularisationen auf das ganze Kirchengut gleichmässig zu vertheilen, liess Pippin in den Jahren 750—751 Verzeichnisse des gesammten kirchlichen Besitzes vornehmen. Auf Grund derselben wurde die Vertheilung der precaristischen Verleihungen vorgenommen, was man *divisio* nannte.¹

Keines von diesen Verzeichnissen ist auf uns gekommen; sie haben sich kaum viel von jenen der Folgezeit unterschieden.

Unter Karl dem Grossen kamen solche grosse Vergabungen nicht mehr vor; nur in vereinzeltten Fällen machte man noch von dieser Massregel Gebrauch.² Noch seltener war sie unter seinen Nachfolgern; diese schenkten mehr, als sie nahmen. Doch dadurch wurde das Interesse des Königthums von dem Kirchengut nicht abgewandt. Denn eben im 9. Jahrhundert befestigte sich am Königshofe die Auffassung, dass dem König ein Eigenthumsrecht an den Temporalien der Kirche zustehe.³ Die Kirchengüter wurden da als eine andere Form des Königs-

¹ Annales Alamanici zum Jahre 751: ‚Pippinus rex elevatus, res ecclesiarum descriptas atque divisas.‘ Ebenso Ann. Guelferbytani und Ann. Nazariani. M. G., Script. I, 26, 27. Vgl. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, 246 f.

² Roth, Geschichte des Beneficialwesens 341. Im Jahre 787 liess Karl die Güter des Klosters Fontanelle durch den Grafen Richard und Abt Landricus beschreiben. M. G., Script. II, 290.

³ J. Ficker in den Sitzungsber. der Wiener Akad. LXXII, 101 f.

gutes angesehen. Von diesem Gesichtspunkt geleitet, suchte dann die Regierung eine genaue Evidenz¹ über die Kirchenbesitze zu erhalten.

Dasselbe galt von den königlichen Beneficien, bei denen die Erblichkeit noch nicht feststand, und über welche sich der König stets ein Verfügungsrecht erhalten wollte. Zum Königsgut im weiteren Sinne wurden auch die Dienstgüter der Grafen und anderer Beamten gerechnet.

Das Königsgut in diesem weitesten Sinne beschäftigte also unaufhörlich die Sorge der Karolinger. Wie gross ihre Sorgfalt für die fiscalischen Güter war, zeigt uns das grösste Denkmal wirthschaftlicher Organisationsthätigkeit des Mittelalters, das ‚Capitulare de villis‘. Laut dessen Bestimmungen sollten die Vorstände einzelner Fisci alljährlich einen Rechenschaftsbericht und zu Weihnachten ein Inventar der vorhandenen Vorräthe vorlegen.¹ Bei der Centralbehörde war eine genaue Kenntniss des Zustandes der Domänen zur Durchführung der Controle unumgänglich. Urbariale Aufzeichnungen über die Domänen waren demnach bei so genauer Verwaltung eine Voraussetzung.

Aber auch über das Königsgut im weiteren Sinne, über die Kirchen- und Beneficialgüter suchte sich die Centralstelle genaue Beschreibungen zu verschaffen. Sie waren eben die subsidiären Quellen königlicher Einnahmen in Nothfällen. Man bediente sich hiebei des Institutes der ‚missi dominici‘. Diese wurden oft beauftragt, Inventarisirungen des Grossgrundbesitzes vorzunehmen.

So gebietet im Jahre 807 Karl den Königsboten, die Kirchen- und Beneficialgüter zu bereisen und das Ergebniss ihrer Visitation in einem ‚breve‘ niederzulegen.² Deutlicher spricht sich hierüber ein Capitulare der nächsten Jahre aus. Hier wird den Missi befohlen, folgende Besitzthümer zu untersuchen und ihre Beschreibung in das ‚missaticum‘ aufzunehmen: 1. Beneficien, mit der Angabe der Grösse und Unterthanenzahl und der eventuell widerrechtlich allodisirten Theile, 2. Güter der Bischöfe, Klöster und Grafen, 3. die königlichen Fisci.³

¹ Cap. de villis c. 51, 62. M. G., Cap. I, 88.

² Cap. de causis diversis, c. 807, c. 4. M. G., Cap. I, 136.

³ Cap. de iusticiis faciendis 811—813, c. 5—7. M. G., Cap. I, 177.

Wir sehen also, welche Gruppen von Gütern an der Centralstelle Interesse erweckten, und wie man durch genaue Kenntnissnahme derselben ihrer Allodisirung vorzubeugen suchte. Auch in der Folgezeit blieb es dabei.

Ludwig der Fromme, der grosse Begünstiger des Clerus, suchte die zerrütteten Kirchenzustände zu regeln. Auch er sandte Visitatoren aus, welche Güterrollen über den Kirchenbesitz herstellen sollten.¹ So wurde unter ihm der Gesamtbesitz des Klosters St. Riquier im Jahre 831 inventarisirt.²

Von seinen Nachfolgern erhielt besonders Karl der Kahle diese Institutionen in Kraft. Oefters hören wir von den Besitzermittlungen seiner Missi.³ Der Zweck dieser Arbeiten erhellt besonders aus der Nachricht der Annales Bertiniani zum Jahre 869. Der königliche Befehl lautete, dass zum ersten Mai die Bischöfe und Aebte ‚breves de honoribus suis, quanta mansa quisque haberet‘ beibringen sollen. Dasselbe galt für die Vasallen und Grafen, bei welchen noch die Vorsichtsmassregel beigefügt wurde, ‚vassalli autem dominici comitum beneficium et comites vassallorum beneficia inbrevient‘. Auf Grund dieser Inventare bestimmte dann der König, wie viel Dienste von je hundert Hufen an den Königshof zu leisten seien.⁴ Zu Besteuerungszwecken wurden also zwar auch diese Beschreibungen verfasst, doch wie ganz anders ist dieser Modus gegenüber den territorialen Catastrirungen früherer Zeiten!

Von den auf diese Weise entstandenen Aufzeichnungen ist uns fast gar nichts mehr erhalten. Doch waren sie im 9. Jahrhundert so häufig, dass zu ihrer Verfertigung Vorlagen in Formulare aufgenommen wurden. Ein Bruchstück eines solchen Formulars für Inventare ist uns noch erhalten.⁵ Es stammt wohl noch aus der Zeit Karls des Grossen und besteht

¹ Ermoldus Nigellus II, 521 f. M. G., Script. II, 488. Poetae lat. 2, 39.

² Hariulfi Chronicon. Centulensis abbatae seu S. Richarii bei d'Achery, Spicilegium II, 310, ed. Lot (Paris 1894), p. 86.

³ Concilium Meldense-Parisiense 845—846. M. G., Cap. II, 403. Capitulare missorum Suessionense 853, ib. 268.

⁴ Ann. Bertin. ed. Waitz (M. G., Schulausg.) 98.¹ Die Thätigkeit der Missi wird da nicht mehr erwähnt.

⁵ Oefters herausgegeben, zuletzt M. G., Cap. I, 250, mit der Bezeichnung: Brevium exempla ad describendas res ecclesiasticas et fiscales circa 810.⁶

aus drei Theilen. Den ersten Theil bildet das bruchstückweise erhaltene Inventar der bischöflich Augsburgischen Güter, vornehmlich des Gutes Stafelsee. Es werden hier die Kirchen mit den Paramenten und Schätzen, die Gebäude mit Wirthschaftsvorräthen, die Hufen und die Unterthanen mit ihren Leistungen aufgezählt. Die einzelnen Absätze werden regelmässig mit ‚invenimus‘ oder ‚reperimus‘ eingeleitet. Das ganze Stück hat ein wirkliches Inventar des Bisthums als Vorlage gehabt, aber dasselbe nur auszugsweise wiedergegeben; denn es endet mit den Worten: ‚restant enim de ipso episcopatu curtes VII, de quibus hic breviatum non est, sed in summa totum continetur. Habet quippe summa Augustiensis episcopatus mansos‘ — es wird hier also blos ein Theil vom Originalbreve wiedergegeben.

Der zweite Theil des Formulars sind einige Traditionsvermerke des Klosters Weissenburg, welche mit einem ‚et sic cetera breviare debes‘ abgeschlossen werden. Im letzten Theil finden wir das Inventar einiger königlichen Fisci, betitelt: ‚de ministerio illius maioris vel ceterorum‘. Auch hier werden die Güter mit ihrem Fundus instructus beschrieben und die einzelnen Theile mit ‚invenimus‘ eingeleitet. Bei den meisten Fisci ist der Name durch das formelhafte ‚ille‘ ersetzt. Auch dieses Stück schliesst mit den Worten: ‚et sic de ceteris — numerabis‘.

Es kann also nicht bezweifelt werden, dass diese Aufzeichnung ein Formular zur Abfassung ähnlicher Inventare ist. Fraglicher ist ihre Entstehung. Alle, die sich bisher mit ihr beschäftigt haben,¹ meinten, es sei eine officiële Vorlage, welche von Karl dem Grossen den Missi mitgetheilt wurde. Doch ist bei der Annahme des officiellen Ursprunges nicht erklärlich, warum die Traditionsverzeichnisse hier aufgenommen sind. Denn es ist doch kaum anzunehmen, dass die Königsboten Traditionsbücher für die Klöster anzufertigen hatten. Es ist demnach wahrscheinlicher, dass es ein Werk des Privatleisses ist, vielleicht von einem Mitglied der königlichen Kanzlei, welchem die Einsicht in die Geschäftsstücke der Finanzbehörde freistand. Vielleicht ist es nur ein Fragment eines grösseren Formelbuches überhaupt. Das Wichtigste bleibt

¹ Perz, Boretius, Guérard, Inama-Sternegg u. A.

für unsere Frage, dass wir auf eine grosse Verbreitung solcher Inventare schliessen müssen, da sich ein Bedarf von Formularen für sie ergab.

Trotzdem sind uns von dieser Masse nur ganz unbedeutende Reste erhalten. So kennen wir die Beschreibung eines Gutes des Klosters St. Gallen aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, welche aber recht flüchtig ist und nicht von der Intervention der ‚missi‘ erzählt.¹ Ein anderes Bruchstück ist das ‚breve commemoratorium‘ des Bischof Erchembert von Freising (836—854). Dieses gleicht mehr dem oben behandelten Formular und fängt an mit den Worten: ‚hic innotescit quid ibi invenimus ad Perechirichum‘.² Die Thätigkeit der Königsboten ist auch hier nicht ausdrücklich erwähnt. Wir können jedoch annehmen, dass dies die Regel gewesen sein mag, indem diese Inventare im Interesse der Staatsgewalt angefertigt wurden.

Trotz dieser geringen Reste können wir uns aber über diese von den Karolingern angeregten Inventare eine Meinung bilden.

Diese Aufzeichnungen sollten ein Bild des momentanen Zustandes der Güter wiedergeben. Sie führen nicht nur die unbeweglichen ständigen Güter an, sondern auch die Fahrhabe und die Wirthschaftsvorräthe. Sie sind das Ergebniss einer persönlichen Untersuchung an Ort und Stelle.

Das zeigt sich auch in ihrer Form. Sie sind in der Regel subjectiver Fassung, indem die einzelnen Absätze durch ein ‚invenimus‘ angeführt werden. Man kann zwar nicht, wie es geschah, aus diesem Worte schlechthin auf die Mitwirkung königlicher Missi schliessen, denn dieses Wort wird auch bei privaten Inventaren des ganzen Mittelalters gebraucht. Doch war die Mitwirkung der Königsboten wohl Regel. Trotz der Intervention staatlicher Functionäre ist ein grosser Unterschied zwischen den karolingischen Brevia und den römischen Steuerbüchern, welche wir noch in der Merovingerzeit vorfanden.

Zwar ist der Zweck derselbe, nämlich ein finanzieller; doch ist in der Karolingerzeit eine Grundherrschaft der Gegen-

¹ Wartmann, Urkundenbuch von St. Gallen I, 16.

² Meichelbeck, Historia Frising. I, 126. Das Schriftstück scheint hier nicht ganz wiedergegeben zu sein.

stand der Beschreibung, während es früher ein Stadtterritorium mit allen seinen Kleinbesitzern war. Ebenso sind die *Brevia* keine Urbare im wahren Sinne des Wortes. Von diesen unterscheidet sie die Aufnahme von Mobilien und die subjective Fassung. Der Name ‚breve‘ zeigt sich schon als Gegensatz zum ‚plenarium‘, der wirklichen, objectiv gefassten Urbarialaufzeichnung dieser Zeit. Wenn diese Inventare aber auch keine echten Urbare sind, so sind sie doch Urbarialien, indem sie als Vorarbeiten zur Herstellung von wirklichen Urbaren dienen können. Mit ihnen hat die Karolingische Staatsverwaltung den letzten Versuch gemacht, das Steuerwesen in einem Contact mit dem Bodenbesitze zu erhalten. In den folgenden Jahrhunderten kommt dies nicht mehr vor. Wir werden zwar auch noch später stets die Entstehung grundherrschaftlicher Inventare betonen können, aber ohne dass eine Veranlassung von Seiten der Staatsverwaltung ersichtlich wäre.

Die fränkischen Polyptycha.

Ausser den eben behandelten Inventaren entstanden in der Karolingerzeit grössere Urbarialarbeiten, die Polyptycha. Sie wurden im Gegensatz zu den ersten auch ‚plenaria‘ genannt, indem sie den ganzen nicht beweglichen Besitz eines Grossgrundbesitzers erschöpfend darstellten.

Es sind durchwegs kirchliche Anstalten, deren Polyptycha uns überliefert sind. Das grösste Denkmal dieser Art ist das bekannte Polyptychon von St. Germain des Prés, verfasst vom Abt Irminon in den ersten Jahren des 9. Jahrhunderts.¹ Ihm stellt sich würdig zur Seite die Arbeit des Abtes Hincmar von St. Remi in Reims, die um die Hälfte des 9. Jahrhunderts entstand.² Noch früher, im Jahre 814 verfasste der Bischof Vuadald von Marseille das Polyptychon seiner Kathedrale und der Abtei St. Victor.³ Nur geringe Reste haben wir dagegen von den Polyptychen von St. Amand⁴ und St. Maur.⁵ In ver-

¹ Guérard, Polyptique de l'abbé Irminon, tom. I: Prolegomènes et éclaircissements, tom. II: Polyptique. Paris 1844.

² Guérard, Polyptique de l'abbaye de Saint-Remi de Reims, Paris 1853.

³ Guérard, Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille II, 533—556.

⁴ Nur ein Blatt erhalten; Guérard, Pol. Irm. I. Éclaircissement XIX.

⁵ Ibid. II, 283—288.

änderter Gestalt liegt uns auch das Urbar von St. Bertin, ebenfalls um die Hälfte des 9. Jahrhunderts entstanden, vor.¹ Dies sind die bisher bekannten geringen Reste der vielen Aufzeichnungen dieser Art. Denn wir können aus zahlreichen Erwähnungen anderer Quellen entnehmen, dass derartige Arbeiten sich einer allgemeinen Verbreitung erfreuten. So wird im Jahre 840 des Polyptychons des Klosters St. Vincent zu Le Mans gedacht.² Auch das Bisthum Le Mans besass im 9. Jahrhundert solche Bücher.³ Eine andere Nachricht dieser Art haben wir über das Kloster Verberie.⁴ Es liessen sich noch mehr solcher Zeugnisse sammeln von Urbaren, welche im Laufe der Zeiten verschollen sind. Doch wir ziehen es vor, den allgemeinen Charakter derartiger Aufzeichnungen auf Grund des vorhandenen festzustellen.

Die Karolingischen Polyptycha waren ihrem Namen entsprechend umfassende Bücher; selten waren sie auf grossen Pergamentrollen geschrieben, wie das von Marseille, zu welchem eine fast drei Meter lange Rolle verwendet wurde. Sie enthalten eine systematische Beschreibung des gesamten Grundbesitzes eines Klosters oder Bisthums. Der ganze Besitz zerfiel in der Regel in eine Reihe von Domänen. Wir finden demgemäss in den Polyptychen für jede einzelne Domäne ein Capitel, ‚breve‘ genannt. In jedem dieser Capitel wird die Beschreibung folgenderweise vorgenommen: Zuerst wird das Herrenland, der ‚mansus indominicatus‘, beschrieben, die Felder, Weinberge, Wiesen, Waldungen mit ihrem Ausmass und Durchschnittsertrag aufgezählt, sodann die Industrieanstalten und Kirchen. Dem folgt die Beschreibung des Rusticalbodens; gewöhnlich werden zuerst die mansi ingenuiles, dann die lidiles, serviles und hospitia aufgezählt.⁵ Bei jeder Hufe werden die

¹ Ibid. II, 396—406.

² Summa de pollegeticis vel plenariis fratrum Cenomanica in urbe Deo servientium, Baluze, Miscell. III, 144.

³ Ceteras villulas, quarum nomina — in pollegeticis et plenariis — praedictae ecclesiae hactenus pleniter repperiuntur insertae. Mabillon, Analecta vetera 264.

⁴ Guérar, Pol. Irm. I, 31, Anm. 6.

⁵ Bei dem Polyptychon von Marseille finden wir den anders gearteten Wirthschaftsverhältnissen des Südens angemessen nicht den Ausdruck ‚mansus‘, sondern ‚colonica‘.

Besitzer mit ihrer Familie namentlich aufgezählt, ihr Alter und ihre Freiheitsstufe bemerkt, ebenso die an der Hufe lastenden Zahlungen und Dienste. Am Ende einer Herrschaftsbeschreibung schliessen sich verschiedene Vermerke und die Summen des Ganzen an. Mobilien werden nur ganz ausnahmsweise erwähnt.

Die Aufzählung ist durchwegs objectiv. Die einzelnen Absätze werden z. B. im Polyptychon von St. Germain mit ‚Habet (monasterium) in villa . . .‘ oder, wie im Polyptychon von Rheims, mit ‚In N. est‘, ‚In N. habetur‘ eingeleitet. Dass die seltenen Ausnahmen von subjectiv gefassten Wendungen auf die Vorarbeiten zurückgehen, werden wir später sehen. Trotz der verschiedenen Entstehungsorte der einzelnen Aufzeichnungen haben alle, von geringen Ausnahmen abgesehen, eine und dieselbe Stilisirung.

Wo die Aufzählung nicht durch spätere Zusätze gestört ist, macht sie einen systematischen, wohlgeordneten Eindruck, weit mehr als die Urbarialien der nachkarolingischen Zeit.

Diese einheitliche, geordnete Form der Aufzeichnungen lässt sich am besten dadurch erklären, dass diese, wie schon der Name besagt, durch Anlehnung an die römischen Steuerrollen entstanden sind.¹

Wenn wir die *Forma censualis* Ulpian's² oder das *Decret* Valentinian's und Valens' über Güterbeschreibungen³ mit dem Polyptychon des Abtes Irminon vergleichen, finden wir dieselbe Art der Inventarisirung, dieselbe Reihenfolge der beschriebenen Objecte. Die Erhaltung dieser Formen ist bei der Ständigkeit der Verwaltung von Latifundien nichts Wunderbares. Bis in das 7. Jahrhundert hat sich das fränkische Königthum der römischen Steuerrollen bedient. Nach dem Verfall des ganzen Steuerwesens blieben die Steuerrollen in den Händen der Bischöfe und Aebte, welche dieselben zu grundherrschaftlichen Zwecken benützten und in private Urbarien verwandelten.

¹ Diese Meinung hat schon Fustel de Coulanges in seinem lichtvollen Aufsätze über das römische Colonat ausgesprochen, *Recherches sur quelques problèmes d'histoire*, Paris 1885, 84.

² *Digest.*, l. L, 15, 4.

³ *Cod. Just.*, l. IX, 49, 7.

Wenn wir uns die wahren Ursachen dieses Fortlebens antiker Steuerrollen im Frankenreiche erklären wollen, müssen wir einen Blick auf die wirthschaftliche Structur des gallischen Grossgrundbesitzes werfen.

In der Römerzeit wurden die Latifundien in Gallien ähnlich bewirthschaftet wie im ganzen Reiche. Ein Theil der Domäne wurde vom Herrn selbst unter dem Pflug gehalten und durch Slaven bebaut; das Uebrige war an Colonen oder behaute Slaven vergeben. Die Colonen hatten Zinsungen und Dienste an den Herrenhof zu leisten; die Höhe dieses Canons war durch eine ‚lex dicta‘, die ‚lex saltus‘, festgesetzt und durfte von rechtswegen von keinem der beiden Contrahenten überschritten werden. Sie wurde meist urkundlich festgestellt.¹ Die germanische Invasion hat an diesen Verhältnissen wenig geändert; besonders die grossen Kirchengüter blieben von ihr unberührt. Wir sehen noch in der Karolingerzeit den ‚mansus indominicatus‘ im Eigenbetriebe des Herrn, die Coloni, welche stets ihre persönliche Freiheit behielten, als Inhaber der ‚mansu ingenuales‘ und die behausten Slaven mit ihren ‚mansu serviles‘. Nur eine Aenderung ist vor sich gegangen. Früher erhob der Grossgrundbesitzer bei seinen Colonen die Steuerbeträge, um sie an die Staatscasse zu übermitteln. Am Ende der Merovingerzeit hörte er auf, diese Beträge an den Staat abzuliefern, und verwandelte sie zu seinen Privateinnahmen. Wir finden in den Polyptychen viele solcher Zinsungen, wie die Abgabe ‚ad hostem‘, welche ursprünglich öffentliche Steuern waren.² Das erklärt uns, warum die Grossbesitzer im Frankenreich die Form der alten Steuerrollen beibehielten. Einerseits erhielten sie sich damit immer in genauer Kenntniss über den feststehenden, doch örtlich stets variirenden Canon der Colonen, andererseits erhoben sie mit Hilfe dieser Aufzeichnungen die früher staat-

¹ A. Schulten, Römische Grundherrschaften 379; Fustel de Coulanges, Le colonat romain.

² E. Glasson, Histoire du droit, p. 377, sagt darüber: Quant aux impôts directs, ils continuent à être désignés sous le nom de cens et ne tarderont pas à former des censives. Ainsi l'impôt a changé à la fois de but et de nature; à proprement parler il n'existe plus, et il est remplacé par des redevances purement privées établies en faveur du propriétaire qui les perçoit et nullement dans l'intérêt de l'état.

lichen Zinsungen. Denn der Grundherr konnte wohl seine Sklaven beliebig belasten, aber gegen Colonen war er durch das bisherige Herkommen gebunden. Zur Wahrung seiner Rechte musste er sich also schriftlicher Aufzeichnungen bedienen, und diese waren die Polyptycha. Oft entstanden über die Höhe und Art der Leistungen Streitigkeiten; bei diesen dienten die Polyptycha als Beweismittel. Als solche treten sie öfters in den Quellen auf. Im Jahre 832 z. B. entscheidet Ludwig der Fromme einen Streit der Bewohner von Le Mans mit dem Bischof, indem er befiehlt, den Zehent und Zins, wie er in den Grundbüchern der Kirche aufgezeichnet ist, zu zahlen.¹ In dem Edictum Pistense Karl's des Kahlen aus dem Jahre 864 lesen wir folgende Bestimmung: „*Ut illi coloni tam fiscalis quam et ecclesiastici, qui sicut in polypticis continetur et ipsi non denegant carropera et manopera ex antiqua consuetudine debent et margillam et alia quaeque caricare, quae illis non placent, renuunt, quoniam adhuc in illis antiquis temporibus forse margila non trahebatur, quae in multis locis tempore avi ac domni et patris nostri trahi coepit . . . quicquid eis caricare praecipitur . . . sine differentia carricent.*“²

Daraus ergibt sich, dass die Polyptycha als Bewahrer der ‚antiqua consuetudo‘ sowohl von den Colonen, wie von dem Herren als massgebend betrachtet worden sind; nur um ihre Interpretation entspann sich, als der Herr auch den neuen Mergeltransport unter die alten Fuhrlasten rechnete, ein Streit, welcher durch das Königswort entschieden wurde.

Diese Bedeutung der Polyptycha als ein Normativ der gutsherrlichen Verhältnisse und die Quelle ihrer Rechtskraft beleuchtet am besten eine Urkunde aus dem Jahre 828.³ Pippin, König von Aquitanien, berichtet in derselben, dass, als er zu Gerichte sass, vor ihm vier Colonen aus der Villa Antoniaci,

¹ *Census cunctos . . . partibus praefatae ecclesiae sicut in plenariis et breviariis eiusdem matris ecclesiae continentur . . . persolvi praecipimus.* Bouquet, Recueil VI, 585. Ist ein Theil der Urkunde auch zweifelhaft (Mühlbacher, Reg. der Karolinger, Nr. 833; Julien Havet, Questions Méroving. VII, in Bibl. de l'École des chartes 53, 632, Anm. 3) um so unbedenklicher ist diese Stelle, die nur einen alten Brauch bezeugt.

² Ed. Pistense, c. 29. M. G., Cap. II, 864.

³ Bei Guérard, Pol. Irm. II, 344, app. Nr. 9.

Unterthanen des Klosters Cormery, erschienen; diese beklagten sich, dass der Abt mit seinen Vögten grössere Leistungen von ihnen fordere, als recht wäre, *„nec talem legem eis conservabant quomodo eorum antecessores habuerant“*. Dagegen wehrten sich die Vertreter des Klosters und behaupteten, keine anderen Leistungen als solche, welche durch die Rechtssatzung (*per drictum*) oder durch ein Herkommen von dreissig Jahren sanctionirt wären, zu verlangen. Als Beweis legten sie das Polyptychon vor, *„et discriptionem ibidem optulerunt ad relegendum in quo continebatur, quomodo sub tempus Alcuino abbate, ipsi coloni et ipsa villa, qui ad praesente adstabat una cum eorum pares cum juramento dictaverunt, quid per singula mansa ex ipsa curte desolvere debebant, et habebat daturum ipsa discriptio anno trigesimo quarto regnante Carolo rege.“* Die Colonen wurden sodann vom König befragt, ob sie gegen das Urbar etwas anzuführen hätten. Da mussten sie aber bekennen *„ipsam descriptionem veram et bonam esse“*, und ebenso, dass diese Abgaben durch viele Jahre geleistet wurden. Auch gaben sie zu, nicht leugnen zu können, dass sie *„ipsam discriptionem ipsi non dictassent vel antecessores eorum“*. Natürlich wurde der Process vom Gerichte zu Gunsten des Klosters entschieden.

Dieser Process zeigt deutlich, welche Rechtskraft die Polyptycha in gutsherrlichen Verhältnissen besassen, und welcher Quelle diese Kraft entnommen ist. Diese Quelle ist die Weisung der Unterthanen.

Die Unterthanen können also das Polyptychon nur dadurch schelten, dass sie leugnen, seinen Inhalt gewiesen zu haben. Das durch den Schwur bekräftigte Weisthum bildet die Grundlage desselben.¹ Wir finden auch in den Polyptychen Spuren dieser Weisung. Am Ende vieler Beschreibungen nämlich folgt eine Reihe von Namen der Unterthanen, welche für die Gesammtheit den Eid geleistet haben.²

¹ Schon Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben II, 657 f., hat auf Grund moselländischen Materials mit grosser Schärfe das Weisthum als die Grundlage des Urbars bezeichnet.

² *„Isti juraverunt omnia ita esse“* oder *„Isti dixerunt jurati“* oder einfach *„Isti juraverunt“*. Pol. Irm. I, 113, 150, 163, 244, 281; Pol. St. Remi 16, 24, 105. Die Anzahl der Geschworenennamen schwankt zwischen 43 und 4.

Dies weist auf die ganze Entstehungsweise dieser Aufzeichnungen und erklärt uns viele in ihnen sich vorfindende Widersprüche.

Die Polyptychen waren keine Arbeiten, welche ihr Dasein dem Fleisse eines Mönches, der in seiner Zelle sein Gedächtniss anstrengt, verdankten. Sie entstanden unter der Mitwirkung ganzer Hofgenossenschaften. Ihrer Aufzeichnung ging eine sorgfältige Ermittlung an Ort und Stelle voraus.

Zu diesen Erhebungen wurden von der Centralstelle stets Pröpste oder andere Delegaten in jeden Frohnhof entsendet.¹ Sie versammelten die Hofgenossenschaft und verfertigten auf Grund ihrer Weisung die Einzelbeschreibung des Hofes und der Unterthanspflichten.² Sie gingen bei dieser Aufzeichnung nach einem einheitlichen Schema vor, was jedoch nicht hinderte, dass sich Unterschiede in die einzelnen Beschreibungen einschlichen.³ Diese Erhebungen wurden nicht immer bei allen Gütern gleichzeitig vorgenommen, so dass die einzelnen Beschreibungen aus verschiedenen Zeiten stammen.⁴ Die so entstandenen Protokolle, Breven genannt, waren subjectiv gefasst, wie die oben besprochenen karolingischen Inventare. Manche subjective Wendungen, wie das ‚invenimus‘, haben dann aus ihnen in die objectiv gehaltene Schlussredaction Eingang gefunden. Denn dieser endgiltigen summarischen Fassung, welche sich in der Form an das Vorbild der römischen Polyptychen

¹ Ex sic dixerunt quod ipsi Anselmundo vicedomino Massiliense, ibidem [in villa Calladius] descriptionem ad partes S. Victoris Massiliensis facere viderunt. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille I, 45, zum Jahre 780. — Guérard, Pol. Irm. I, 33, nimmt die regelmässige Intervention der Missi dominici bei diesen Erhebungen an; sie wird aber nirgends ausdrücklich erwähnt und braucht nicht angenommen zu werden, da auch ohne sie das Weisthum bindende Kraft für beide Theile besass.

² Ueber die dabei gebrauchten Formalitäten s. die Hofweisthumsurkunde im Pol. St. Remi 57.

³ So hat der Beschreiber des St. Germain'schen Gutes Maisons-sur-Seine (Pol. Irm. II, 271) gegen die in anderen Theilen des Polyptychon übliche Art nicht die Aufzählung der Hörigenkinder vorgenommen, was der Redactor des Ganzen durch Punkte kenntlich gemacht hat.

⁴ Die Beschreibungen des Polyptychon von Marseille stammen aus zwei Jahren.

hielt, gelang es nicht immer, alle Verschiedenheiten der Einzelbeschreibungen auszugleichen.

So finden wir hie und da Aufzählungen einzelner Mobilien, welche sonst in das Grundscheina der Polyptychen nicht aufgenommen wurden, wohl aber in den Einzelinventaren sich vorfinden.¹

Das Polyptychon von St. Germain hat auch noch bei den meisten Capiteln die Aufschriften der Einzelbeschreibungen, wie ‚Breve de Theodaxio‘, ‚Breve de Palatiolo‘ aufgenommen, was bei vielen anderen Urbaren nicht geschehen ist. In grösserer Masse ist es noch bei dem Polyptychon von Marseille der Fall.²

Wenig consequent gingen auch die Schlussredactoren bei dem Aufzeichnen der Namen der den Schwur leistenden Unterthanen vor. Manchmal erwähnen sie dieselben, manchmal nicht. Man legte offenbar keinen grossen Werth auf diese Namen, indem die ganze Hofgenossenschaft durch ihren Mund sprach und diese stets zur neuen Bekenntniss gezogen werden konnte.

Die Polyptycha, aus vielen Weisthümern entstanden, hatten demnach eine rechtliche Beweiskraft in dem Verhältniss des Herrn und des Unterthanen. Für dieses Verhältniss fungiren sie als Urkunde.

Wurden sie aber auch für andere rechtliche Fragen als Beweisurkunden betrachtet? Lamprecht behauptet es und schreibt den Polyptychen auch in Processen um das Eigenthum eine Beweiskraft zu.³ Er stützt sich dabei auf einen Fall aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts. Der Bischof Johann von Kammerich hatte nämlich, indem das Kloster Lobbes durch Kriege hart mitgenommen wurde, ein Polyptychon dieses Stiftes verfassen lassen ‚et hoc [polyptyco] ab apostolica auctoritate, sed et a comprovincialibus episcopis confirmato omnes ecclesiae ipsius pervasores a Christianorum societate sequestrans tali modo ecclesiam a tanto naufragio immunem reliquit‘.⁴ Diese Stelle

¹ Pol. St. Remi VI, 17; XV, 59; XX, 74.

² Dort findet sich noch das ganze Eingangsprotokoll bei jedem Capitel, wie ‚Descriptio mancipiorum S. Mariae Massiliensis de villa Betorrida factum temporibus domno Vuadaldo episcopo de indictione VII‘.

³ Deutsches Wirthschaftsleben II, 662.

⁴ Gesta episc. Camerac. I, 55; M. G., Script. 7, 421.

erläutert Lamprecht: ‚Hier wird der Charakter der öffentlichen Urkunde mit der Rechtskraft der Revindicationsfähigkeit der Güter für den Eigenthümer bei dem Urbar vorausgesetzt; der Bestätigung durch Papst und Landesbischöfe bedarf es, um die Excommunication wirksam zu machen.‘ Uns scheint diese Ausführung nicht ganz richtig zu sein. Es ist wahrscheinlicher, dass erst durch die Anführung der Güter in einer Papsturkunde für dieselben ein Beweismittel gewonnen wurde. Es ist wohl sicher, dass dieses durch eine päpstliche Pancharta geschah, in welcher ein bündiger Auszug des Polyptychon geboten wurde. Solche Papsturkunden besaßen die meisten kirchlichen Institute. In der Sanctio dieser Bulle war die Excommunication der Usurpatoren verlaublich. Eben die Beschaffung einer päpstlichen Bestätigung, welche gewiss finanzielle Opfer verlangte, beweist, dass man das Polyptychon an und für sich nicht für beweiskräftig genug hielt, um gegen die Usurpatoren einzuschreiten. Es ist ja nicht zu ersehen, auf welche Weise das Urbar diese Rechtskraft erhalten hätte. Für die Verhältnisse des Herrn zum Unterthanen war es wohl ein rechtliches Document, da es auf der Weisung der letzteren beruhte. Aber für einen Eigenthumsstreit unter Freien konnte die Weisung höriger Leute nicht entscheidend sein. Es wird also die Bezeichnung des Urbars als öffentliche Urkunde etwas modificirt werden müssen. Es kann als Urkunde bezeichnet werden, aber nur als eine schlichte Zeugenurkunde, welche vom Empfänger ausgefertigt ist und keine selbständigen Beweismittel besitzt. Das bestätigt auch ein Judicat aus dem Jahre 780.¹ Als der Bischof von Marseille wegen des Besitzes eines Dorfes mit dem Patricius Antener in Streit gerieth, legte er dem Gerichte sein Polyptychen vor und verlas die betreffende Beschreibung. Trotzdem musste aber die Richtigkeit dessen durch einige unter Schwur vorgenommene Zeugen bekräftigt werden, und erst auf Grund ihrer Aussage wurde dem Bischof das Gut zugesprochen.

Wir können demnach unsere Erörterungen über die karolingischen Urbare kurz zusammenfassen. Die fränkischen Polyptycha sind die letzten Aufzeichnungen, in welchen die Form des römischen Catasters weitergelebt hat. Doch war es blos

¹ Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille I, 45.

die Form, denn die wichtigste Qualität ist ihnen abhanden gekommen, nämlich die öffentliche Beweiskraft. Sie behielten blos, dank den Weisthümern, auf denen sie beruhten, noch in hofrechtlichen Verhältnissen eine Beweiskraft, für öffentlich rechtliche Beziehungen sanken sie auf das Niveau einer Notitia, einer schlichten Zeugenurkunde, herab.

Dennoch sind sie ein bedeutendes Denkmal der karolingischen Zeit. In dieser Periode wurden die letzten Versuche gemacht, alle bis dahin noch erhaltenen Ueberreste der antiken Welt neu aufleben zu lassen. Das erlöschende Bewusstsein der Allherrschaft des römischen Imperium flackert hier zum letzten Male auf, und auf allen Culturgebieten wird ein neuer Aufschwung versucht. Es war keine Neugeburt, keine Renaissance, eher ein letztes Sichaufraffen des Dahinsterbenden.

Erst mit der Zerschlagung der karolingischen Weltmonarchie fängt das wirkliche Mittelalter an. Die letzten Reste römischer Institutionen verschwinden in dem Feudalismus.

Auch die Polyptycha gingen diesen Weg, besonders im Westfrankenreiche. Hier haben wir aus der Zeit nach dem 10. Jahrhundert keine solchen Aufzeichnungen mehr. Doch der Name gerieth nicht in Vergessenheit. Er wurde im mittelalterlichen Latein in ‚pulegium‘ umgestaltet und erhielt dann eine eigenthümliche etymologische Erklärung.¹ Die französische Sprache veränderte dieses Wort wieder in ‚pouillé‘. Dieses bedeutet aber nicht mehr Urbar. Es werden damit die Verzeichnisse der einzelnen zu einem Bisthum gehörigen Decanats- und Pfarrkirchen mit ihrem schätzweisen Gesamteinkommen bezeichnet.² Diese Aufzeichnungen sind besonders im späteren Mittelalter in jeder Diöcese zu treffen,³ haben aber nichts mit den wahren Urbaren gemeinsam.

Wie in Italien hat auch im Westfrankenreiche die Urkunde das Urbar verdrängt. Schon Mabillon sagt, dass die Polyptycha als Vorgänger der Cartulare zu betrachten sind

¹ Pulegium wird nämlich als ‚publica lex‘ erklärt. M. G., Script. IV, 38.

² Die besten Beispiele solcher Pouillés sind das Polyptychum Rotomagensis dioecesis Bouquet XXIII, 229f., und das Polyptychum dioecesis Constantiensis, ibid. 494 f., aus dem 13. Jahrhundert.

³ So haben wir allein aus der Diöcese Lyon sechs solcher Aufzeichnungen aus verschiedenen Zeiten erhalten. Bernard, Cartulaire de l'abbaye de Savigny II.

und durch diese ersetzt wurden.¹ Seit dem 10. Jahrhundert fangen die Cartulare in Frankreich an, häufig zu werden, und ihre Zahl wächst stets. Sie haben auch zu Verwaltungszwecken gedient, und die Urkunden werden auch hie und da in ihnen nicht chronologisch, sondern topographisch nach den einzelnen Gütern geordnet.² Es kommen in ihnen hie und da kurze, urbarialartige Notizen vor; doch sind diese regelmässig nur Zusammenstellungen auf Grund von Urkunden und werden auch als solche bezeichnet.³

Die Ursache des Verschwindens der Polyptychen liegt in Frankreich wohl im Ueberwuchern des Lehenwesens. Die grossen Besitzungen wurden hier überall durch die lange Stufenleiter der Afterlehen zersplittert. Der letzte Lehensmann konnte seinen unbedeutenden Besitz ohne Hilfe schriftlicher Aufzeichnungen verwalten, die Lehensherren hatten keinen directen Contact mit den Unterthanen, sie suchten nur den Eigenthumstitel durch Urkunden und Cartulare zu erhalten. Die im späten Mittelalter häufigen Lehensbücher sind nicht als Urbare zu betrachten; sie arteten auch oft in eine Art blosser Nachschlagebücher aus.⁴ Nur in der Normandie haben sich grosse Urbarialaufzeichnungen erhalten, besonders unter dem Einfluss der englischen Herrschaft, welche Verwaltungsaufzeichnungen wie das Domesdaybook schuf; sie sind das Höchste, was das Mittelalter im Catastralwesen erreichte.

Deutsche Urbarialaufzeichnungen des früheren Mittelalters.

So lange der Zusammenhang Deutschlands mit dem westlichen Frankenlande ungestört war, übten auch dort die organisatorischen Verordnungen der ersten Karolinger ihre Wirkung

¹ De re diplom. III, 5, Nr. 2.

² So das Magnum pastorale der Kirche von Paris, Guérard, Cartulaire de l'église Notre-Dame de Paris II.

³ So z. B. Guérard, Cartulaire de Saint-Père de Chartes I, 35, oder Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille I, 121, 309, 455.

⁴ So ist z. B. das Latynsboch des Herzogs von Brabant vom Jahre 1312 ein Lehenbuch, in welchem die Belehnten mit ihren Lehen streng alphabetisch geordnet sind; Galesloot, Le livre des feudataires de Jean III duc de Brabant, Bruxelles 1865.

aus. Selbst in den entferntesten Gauen wurde der kirchliche und weltliche Grossgrundbesitz durch die Königsboten inventarisirt; wir sahen solche Arbeiten aus Freising und Augsburg. Ganz besonders war es Baiern, um das die Centralgewalt Sorge trug. Denn hier wurde erst in der Karolingerzeit die einheimische Dynastie entthront, und ihr grosser Besitz fiel an den neuen Herrscher. Karl der Grosse versuchte daher gleich nach der Einnahme Baierns das vielfach vergriffene Herzogsgut zu revindiciren. Er zwang besonders die kirchlichen Anstalten zum Nachweis des rechtlichen Besitzes der Güter, welche früher ein Theil des Herzogsgutes waren. Es geschah in der Weise, wie sie uns im sogenannten Indiculus Arnonis¹ überliefert ist. Die kirchliche Anstalt, in diesem Falle das Erzbisthum Salzburg, musste durch Zeugenaussage von Geschworenen, Laien und Geistlichen, bei allen Besitzungen, die sie von den Agilolfingen oder ihren Vasallen erhalten hatte, ihre rechtliche Erwerbung nachweisen. Darüber wurde dann ein Document niedergeschrieben, welches, wenn es auch kein wirkliches Urbar ist, doch einem solchen in der Form sehr nahe steht. Solche Aufzeichnungen sind der eben genannte Indiculus des Bischofs Arno und das Breviare des Abtes Urolf von Niederalteich, beide im Jahre 788 entstanden.²

Die staatliche Vorsorge liess also in allen Theilen des Frankenreiches, auch in den östlichen, gleichmässig Inventararbeiten entstehen. Eine solche Gleichmässigkeit sehen wir keineswegs bei dem Entstehen der blos vom privaten Interesse bedingten Aufzeichnungen, den Polyptychen. Hier machen sich die wirthschaftlichen Unterschiede geltend.

Im 9. Jahrhundert besass das spätere Deutschland keine einheitliche Cultur. Die westlichen Theile, besonders die Rheinlande, waren durch Jahrhunderte von römischer Cultur durchtränkt; in den östlichen Theilen führte die schütterere Bevölkerung inmitten grosser Waldungen ein noch primitives Dasein. Der römisch-gallische Grossgrundbesitz in den Rheinlanden, den schon Ausonius besang, behauptete sich bis in die Karolingerzeit mit seinem Colonat und anderen Institutionen. Die

¹ Herausgeg. von F. Keinz, 1869.

² Das Niederalteicher Breviare, in Monum. Boica XI, 14—16.

gutsherrlichen Verhältnisse hatten hier eine lange Geschichte und Tradition. Mehr gegen den Osten war der Grossgrundbesitz noch im Entstehen. Die grossen Rodungen der Klöster fingen hier erst an, und der einzelne kleine Mann führte noch eine extensive Wirthschaft auf seiner Hufe.

Bei diesem Zustande war es natürlich, dass grössere Urbarialarbeiten nur in den westlichsten Theilen Deutschlands unternommen wurden, wo auch das Schriftwesen im allgemeinen Gebrauche war.

Uns sind von diesen Aufzeichnungen nur ganz geringe Reste erhalten.

Das bedeutendste Denkmal dieser Art ist das Polyptychon des moselländischen Klosters Prüm aus dem 9. Jahrhundert.¹ Es ist uns weder im Original, noch in der ursprünglichen Fassung erhalten. Wir kennen es nur in der Abschrift vom Jahre 1222, welche Caesarius, Exabt des Klosters, angefertigt und mit erklärenden Glossen bereichert hat.

Die Abschrift scheint recht genau zu sein, doch sie bietet nicht die ursprüngliche Redaction des Werkes. Wie Lamprecht nachgewiesen hat, entstand die erste Redaction um das Jahr 810. Sie wurde im Jahre 854 der ersten und im Jahre 893 der zweiten Ueberarbeitung unterzogen. Diese letzte Redaction wird uns durch die Abschrift des Caesarius überliefert.

Es scheint sicher zu sein, dass diese Umarbeitungen den ursprünglichen Text stark verändert und vereinfacht haben. Dadurch sind wohl einige Unterschiede zwischen dem Prümer Urbar und den älteren westfränkischen Polyptychen zu erklären. So ist bei dem Prümer Polyptychon die Beschreibung des Saallandes nachlässiger, die veralteten Flächenmasse kommen seltener vor. Die einzelnen Hörigen werden nicht alle namentlich angeführt, sondern es wird ihre Gesamtzahl verzeichnet und nur einer mit seinem Namen und Leistungen zum Exempel angeführt. Von den Anderen, die ungenannt bleiben, heisst es nur ‚*similiter alii omnes sicut N.*‘ Nur bei Ausnahmefällen werden ihre Namen genannt.

¹ Die neueste, doch mangelhafte Ausgabe im Mittelrheinischen Urkundenbuch I, 135—201. Lamprecht (Deutsches Wirtschaftsleben II, 59—105) hat diese Quelle der genauesten Würdigung unterzogen. Auf diese Untersuchung muss für die Detailfragen verwiesen werden.

Aber ausser diesen Verschiedenheiten, welche vielleicht erst in den späteren Redactionen eingeführt wurden, ist hier dieselbe Form wie bei den westfränkischen Polyptycha eingehalten. Die Gesamtanlage ist dieselbe, die Fassung ist objectiv. Das Fortbestehen des Colonats ist in den Unterscheidungen der ‚mansi ingenuiles‘, ‚lediles‘ und ‚serviles‘ ersichtlich. Auch die Entstehung des Ganzen aus Einzelbeschreibungen ergibt sich daraus, dass die charakteristischen subjectiven Fassungen derselben, ‚wie ‚invenimus in N.‘ oder ‚habemus in N.‘ das objective Gesamtschema öfters durchbrechen.

Nicht weit von Prüm findet sich die alte Abtei Metlach. Auch hier entstand im 9. Jahrhundert ein Polyptychon, welches aber nur in einem Auszug des 10. Jahrhunderts enthalten ist. Es ist die umfangreiche Metlacher Güterrolle, ein Pergamentconvolut, fast 3 Meter lang, auf beiden Seiten beschrieben.¹ Die Benützung des Karolingischen Polyptychon war bei dieser Rolle eine recht unsorgfältige, so dass manche Ortschaften zweimal eingetragen sind. Doch finden wir hier noch eine ähnliche Gutsbeschreibung wie in dem Prümer Urbar, die Unterscheidung der mansi ingenuiles und serviles kommt auch hier noch öfters vor und legt ein Zeugniß für die alte Einrichtung dieses Grundbesitzes ab.

Auch im Kloster Weissenburg am Rhein entstand wohl noch in der Karolingerzeit eine ähnliche Aufzeichnung. Als Abt dieses Klosters, Edelin (1262—1293), zur Abfassung eines neuen Urbars schritt, fand er unter den Archivalien des Klosters auch einen alten ‚liber possessionum‘, dessen Satzungen er nach seinem eigenen Ausspruch wortgetreu in sein Werk übernahm.² Diese alte Aufzeichnung stammt gewiss nicht aus jüngerer Zeit als aus dem 9. oder 10. Jahrhundert. Sie ist in dem Urbare Edelin's nur bruchstückweise, wie es den damaligen Verhält-

¹ Herausgeg. von Hoefer, in der Zeitschrift für Archivkunde II, 119—132. Mittelrhein. Urkundenbuch II, 338—355. Auch diese Quelle wurde von Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben II, 105—109, auf's Gründlichste behandelt.

² Possessiones . . . in presenti libro fecimus annotari, de verbo ad verbum prout in privilegiis et in libro possessionum nostri monasterii sunt conscripte. Zeuss, Traditiones Wizenburgenses 269, wo auch das ganze Urbar Edelin's veröffentlicht ist.

nissen entsprach, wiedergegeben und mit vielen anderen, späteren Vermerken vermischt. Doch tragen noch viele Absätze unverkennliche Anklänge an die karolingischen Polyptycha. Die *manses ingenuiles* und *serviles* werden hier geschieden, was nach dem 9. Jahrhundert nicht mehr in Brauch war; auch solche Bestimmungen, wie *‚scaras in anno barefrida ad regis servitium, eulogias ad palacium portare per ordinem‘* oder *‚III boves in hostem cum III hominibus et II caballis ad palacium regis‘* oder *‚omnes cum suis carrucis per ordinem pergere in hostem debent‘* sind wohl nach dem 10. Jahrhundert ausser Brauch gekommen. Doch diese Reste der alten Aufzeichnungen sind so mit jüngeren Theilen versetzt, dass es schwer möglich ist, sie mit Sicherheit auszuscheiden.

Von anderen Polyptychen deutscher Klöster kennen wir nur Erwähnungen, wie vom Polyptychon des Stiftes Lobbes bei Lüttich aus dem Jahre 868.¹

Auch im Ostfrankenreiche wurde bei der Herstellung solcher Urbarialarbeiten dieselbe Weise beobachtet wie bei den westfränkischen Polyptychen. Die Kirche von Verdun besass im 9. Jahrhundert ein Polyptychon seiner Güter, welches aber am Ende dieses Jahrhunderts mit allen anderen Archivalien vom Brande zerstört wurde. Nachdem dann noch diese Kirche durch Ungarneinfälle gelitten hatte, versammelte der neue Abt Barnoinus seine Mönche und Bauern; nach den Aussagen und Weisungen derselben verfertigte er das neue Polyptychon, da man verhüten wollte, *‚ne institutio antiqua et redditus villarum atque census eorum prorsus ignorando aboleretur‘*.² Der Schreiber des Urbars, Sarovardus, fügte seine Ansicht über den Namen, den sein Werk trug, in folgenden Worten bei: *‚Pulegium autem, ut mihi videtur, nil aliud significat aut latialiter sonat quam publica lex vel popularis lex.‘* Diese Etymologie ist falsch, aber sie belehrt uns darüber, dass noch im Anfang des 10. Jahrhunderts die Polyptycha auch im Ostfrankenreiche eine gesetzmässige Kraft gegen die Unterthanen (*populares*) hatten. Auch die oben angeführte *‚institutio antiqua‘* erinnert an die im vor-

¹ M. G., Script. IV, 14, 61.

² Waitz hat diese Einleitung des Polyptychon abgedruckt in M. G., Script. IV, 38.

hergehenden Capitel erwähnten Beziehungen der Colonen zum Grundherrn.

Die geringen Reste der ältesten Urbare auf deutschem Boden stammen alle aus den westlichsten Theilen Deutschlands, aus den Rheinlanden. Weiter im Osten können wir keine nachweisen.

In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts löste sich das ostfränkische Reich vom westfränkischen, das eigentliche deutsche Reich fing an zu entstehen. Auch der culturelle Zusammenhang mit dem Westen wurde dadurch gelockert. Die beiden bisher so verschiedenen Theile, die Rheinlande und die östlichen Theile Deutschlands, wurden durch ein engeres dynastisches Band verbunden und begannen sich bald auch culturell zu beeinflussen und auszugleichen. Die Zerreißung des fränkischen Weltreiches hatte aber auch andere bedeutsame Folgen. Die Königsgewalt stand nicht mehr einzig und überlegen da, sie hatte in den anderen Theilen des früheren Weltreiches ebenbürtige Gegner; sie war dadurch gezwungen, auf die auswärtige Politik ihr ganzes Bemühen zu richten, und konnte den inneren, besonders den wirthschaftlichen Fragen nicht mehr so viel Pflege zuwenden, wie es den ersten Karolingern möglich war.

Die geistige Cultur Deutschlands war durch die Loslösung vom Westen hart getroffen und hatte zunächst besonders im Schriftwesen Rückschritte zu verzeichnen. Das ganze Schriftwesen, besonders das im Dienste der Rechtsgeschäfte stehende, war ja aus der römischen Welt in das germanische Rechtsleben eingedrungen. Bei der Theilung der fränkischen Monarchie hatte es in den deutschen Ländern noch keine tiefen Wurzeln geschlagen, es fehlte ihm noch die wichtigste Voraussetzung, nämlich eine verbreitete Schreibkundigkeit oder ein Notariatswesen. Darum musste zunächst noch die Urkunde im Rechtsleben der öffentlichen, symbolischen Handlung weichen.¹ Die Geschäftsurkunde kam fast ganz ausser Brauch, und das private Urkundenwesen vegetirte nur mehr in der schlichten Zeugenurkunde, der Notitia.

¹ O. Redlich in den Mittheil. des Instituts für österr. Geschichtsforsch. V, 11.

Auch die Urbarialaufzeichnungen zeigen jetzt diesen Rückgang des öffentlichen Schriftwesens. Sie verschwinden für eine Zeit fast ganz, da fast alle Voraussetzungen ihres Entstehens fehlen.

Denn die Königsmacht übt keine socialwirthschaftliche Politik mehr aus. Sie ist zu sehr mit den auswärtigen Händeln beschäftigt, besonders mit dem Kampfe um den Primat in Europa. Der Verwaltung selbst königlicher Güter wird keine Sorgfalt zugewendet, das Lehenswesen zehrt sie langsam auf. An eine staatliche Initiative in Gutsbeschreibungen wird nicht mehr gedacht.

Aber auch der private Grossgrundbesitz fühlte kein Bedürfniss eigener grösseren Urbarialaufzeichnungen. Wir sahen, wie die alten Polyptycha der rheinländischen Klöster von Prüm oder Weissenburg in Vergessenheit gerathen und erst im 13. Jahrhundert wieder ans Licht gebracht werden. Selbst der Name Polyptychon verschwindet ganz. In den östlicheren Theilen waren überhaupt solche Arbeiten noch nicht entstanden, da hier der Grossgrundbesitz erst im Werden war. Seit den Karolingerzeiten hat hier besonders die kirchliche Grundherrschaft ihre erobernde Thätigkeit begonnen.¹ Sie ist hier das junge, kräftige Wirthschaftselement, wächst im Fluge durch grosse Rodungen und verzehrt die Hufen der freien Bauern. Bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts dauert die hohe Fluth der kirchlichen Erwerbspolitik;² das Gros der freien Bauern fügt sich in das Zinsverhältniss der Grundherrschaft. Der so entstehende Grossgrundbesitz ist anderer Art als der gallisch-römische. Er hat keinen Pächterstand von Colonen, sondern eine ausgedehnte, auf Hörigkeit gegründete Eigenwirthschaft und zerstreute Censualen, von denen sich Jeder unter anderen Bedingungen tradirt hat.

Unter diesen Umständen können wir keine grossen Urbarialaufzeichnungen aus dem damaligen Deutschland erwarten. Das Schriftwesen ist im Rückgange, eine geschlossene einheitliche Unterthanenclasse, deren Verhältniss zum Herrn durch

¹ S. darüber Inama-Sternegg, Ausbreitung der grossen Grundherrschaften in Deutschland, Leipzig 1878.

² Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben I, 675.

eine ‚antiqua consuetudo‘ geregelt gewesen wäre, ist noch nicht ausgebildet; über die Hörigen verfügt der Herr nach seinem Ermessen, sein Verhältniss zu den freiwillig sich unterwerfenden Censualen ist durch den Traditionsact festgestellt. Eine rechtsgiltige Aufzeichnung, wie es die Polyptycha waren, ist also nicht nothwendig. Einem rein administrativen Bedürfniss dienten die Polyptycha nicht, denn der Grossgrundbesitz ist stets noch im Wachsen begriffen. Eine jede Urbarialaufzeichnung musste rasch durch dieses Wachsthum überholt werden und verlangte stete Umarbeitungen.

Wir finden deshalb ganz andere Aufzeichnungen im Dienste des Grossgrundbesitzes, nämlich die Traditionsbücher. In diesen Büchern verzeichnete man fortlaufend den neuen Zuwachs der Grundherrschaft, fixirte hier die Pflichten der Tradition und konnte bei ihnen sich stets Rath einholen, namentlich über Streitfragen, bei welchen der Wille des Grossgrundbesitzers nicht allein Recht schaffen konnte.

Besonders in Süddeutschland entstanden fast bei jedem kirchlichen Institut solche Aufzeichnungen. Sie näherten sich auch in manchen Fällen dem Urbar, wenn sie nach Gauen und nicht chronologisch angeordnet waren.¹ Sie entsprachen am besten den Tendenzen des wachsenden Grossgrundbesitzes und sind in dieser Zeit seine wichtigsten Verwaltungsaufzeichnungen. Darum wurden sie oft kurzweg als ‚Saalbücher‘ bezeichnet.

Es sind fast durchwegs Ausnahmefälle, wenn kleine Urbarialarbeiten in dieser Zeit unternommen wurden. Manchmal zwang die grosse Entfernung eines Gutstheiles von der Centralstelle zu einer genaueren Beschreibung desselben. So hatte das Kloster Fulda einige Güter im entfernten Friesenlande. Als der Abt Hadamar im Jahre 940 eine allgemeine Revindication der vielfach entfremdeten Klostergüter versuchte, stellte er den Gutsbestand des Klosters im Friesenlande ganz genau fest und liess darüber eine Urbarialnotiz verfertigen, welche in das Traditionsbuch eingetragen wurde.²

¹ Solcherart sind die Breves Notitiae aus Salzburg oder das Traditionsbuch von Mondsee oder Passau. Redlich, Ueber bairische Traditionsbücher, Mittheil. des Instituts für österr. Geschichtsforsch. V, 8.

² Schannat, Historia Fuldensis 28—29, druckt diese Notitia ab.

Einen gleichen Fall haben wir etwas früher bei dem Kloster Lorsch zu verzeichnen, wo über die entlegeneren Besitzungen in Mainz eine Theilaufzeichnung verfasst und in das Traditionsbuch aufgenommen wurde.¹ Dies waren Ausnahmefälle; für die grössere Masse der Güter begnügte man sich mit Traditionsvermerken. Kamen solche Ausnahmefälle oft vor, so entstanden sehr verworrene Aufzeichnungen, wie das Saalbuch der Abtei Werder an der Ruhr aus dem 10. Jahrhundert, wo sich die Urbarialnotizen mit Traditionen regellos vermischen.²

Erst im 11. Jahrhundert begegnen wir den ersten Anfängen einer neuen Urbarialpraxis, aber auch da noch sehr selten. Im 11. Jahrhundert war der Grossgrundbesitz Deutschlands zu einem gewissen Stillstand gekommen. Der grösste Theil des Landes war bereits in Grundherrschaften aufgetheilt, die Reste der kleinen Freien waren unbedeutend geworden. Wir hören zwar noch bis in das spätere Mittelalter stets von Güterschenkungen an Klöster und Kirchen, aber es sind nicht mehr die bedeutenden Güterzuwächse der früheren Zeit, sondern meist mindere Parzellen und Gülten. Das Netz des Grossgrundbesitzes war schon über das ganze Land gelegt, die bisherige Sucht nach Ausbreitung desselben verwandelte sich in ein Streben nach innerlicher Abrundung durch Schenkung und Tausch. Denn dieser Grossgrundbesitz war zerrissen; er bestand, wie es bei seiner Entstehungsweise nicht anders möglich war, aus hunderten von einzelnen Hufen an verschiedenen Orten. Nachdem die Blüthezeit der grossen Schenkungen vorbei war, mussten die Grundherren zunächst daran denken, eine centrale Organisation in diesen bunten Besitz zu bringen. Aus diesem Streben entstanden im 11. Jahrhundert Aufzeichnungen, welche sich in vielen Punkten den Urbaren nähern, ohne aber deren urkundliche Rechtskraft noch anzustreben. Es sind keine Vertragsdocumente des gutsherrlichen Verhältnisses, sondern lediglich administrative, nach einem gewissen Gesichtspunkte verfasste Aufzeichnungen.

Diese Gesichtspunkte waren verschieden. Einen solchen bot in manchen Gegenden die kräftige Entwicklung des Wirth-

¹ Codex Laureshamensis II, 346—347.

² Bei Lacomblet, Archiv für Geschichte des Niederrheins II, 217 f.

schaftsbeamtenthums. Die ursprünglich halbfreien Villici, welchen die Sorge um eine Reihe von Hufen anvertraut war, gewannen mit der Zeit an Bedeutung. Früher waren sie blosse Werkzeuge des Gutsherrn, dem sie den ganzen Reinertrag des Gutes abliefern sollten. Als aber die Besitzungen des Herrn so angewachsen waren, dass seine persönliche Betheiligung an der Wirthschaftsleitung einzelner Besitzungen stets geringer wurde, lockerte sich das Verhältniss des Meiers zu ihm. Es geschah also vielfach im Laufe des 11. Jahrhunderts, dass derselbe nicht mehr den gesamten Reinertrag des Gutes, sondern nur eine bestimmte Abgabsquote dem Herrn jährlich ablieferte.¹ Besonders geschah dies im Nordwesten Deutschlands. Im alten Sachsen und in Westfalen drängte sich fast durchgehends der Stand der Villici zwischen die Gutsherren und die Hörigen und verwandelte die Grundherrschaften in eine Anzahl von Villicationen, welche für den Herrn blos die Bedeutung von Renten hatten.² Wenn der Grundherr also eine Aufzeichnung dieser Meierabgaben vornahm, so entstanden Schriftstücke, die den Urbaren sehr nahe stehen, aber doch nicht gleich sind. Solcherart sind die bekannten, in niederdeutscher Sprache verfassten Heberegister des Klosters Freckenhorst in Westfalen aus dem Ende des 11. Jahrhunderts, wo die Abgaben des Meiers die Hauptsache bilden.³ Eine ähnliche wirthschaftliche Lage stellt uns das Urbar der Kirche von Osnabrück aus dem Jahre 1180 dar, wo die Leistungen der einzelnen Meier ohne Rücksicht auf ihr Substrat, das Gut, aufgezählt werden.⁴ Aehnlich sind auch die Aufzeichnungen aus dem Kloster Corvei.⁵

Ein anderer administrativer Gesichtspunkt bei der Abfassung von Urbarialien, als Theilung zwischen dem Meier und dem Herrn, war bei vielen geistlichen Anstalten die Theilung der Einkünfte unter die einzelnen Glieder der Anstalt.

¹ Inama-Sternegg, Deutsche Wirthschaftsgeschichte II, 168 f.

² S. darüber besonders W. Wittich, Die Entstehung des Meierrechts und die Auflösung der Villicationen in Niedersachsen und Westfalen. Zeitschr. für Social- und Wirthschaftsgeschichte II.

³ Friedländer, Codex traditionum Westfalicarum I, auch Dorow, Denkmäler II, 1.

⁴ J. Möser, Osnabrückische Geschichte II, 118—123.

⁵ Kindlinger, Münsterische Beiträge II, Nr. 36, 38.

Der Abt hatte seine Einkünfte in der Regel von denen der Brüder gesondert, das Hospital hatte direct gewisse Einnahmen zugewiesen, ebenso die Pitanz, die gemeinsame Tafel, der Kellermeister und Andere. Um Zwistigkeiten in der Zuweisung dieser Antheile vorzubeugen, griff man oft zur schriftlichen Aufzeichnung und stellte die Bezüge der einzelnen Theilnehmer in urbarialer Form fest.

Ein solches Einnahmsverzeichniss ist uns aus dem Kloster Tegernsee bekannt; es stammt aus dem Jahre 1017.¹ Hier werden die Einkünfte nach den Empfängern verzeichnet, so dass ein Dorf, von welchem der Abt und die Brüder Abgaben erhielten, an zwei verschiedenen Stellen genannt wird. Aehnlicher Art ist die ‚charta bonorum‘ von Maurmünster aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, in der zuerst die Einkünfte des Abtes und dann die der Brüder verzeichnet werden.²

Bei einer Aufzeichnung des Klosters Corvei sind sogar die Gutsabgaben nach den einzelnen Festtagen angereiht und den einzelnen Klostermitgliedern zugewiesen.³

Alle diese Aufzeichnungen können kaum als echte Urbare bezeichnet werden, da sie blos administrative Zwecke verfolgen und mit dem Unterthanen im Einzelnen und mit seinem Gute sich nicht beschäftigen. Aber sie haben dazu beigetragen, die feste Form der späteren Urbare auszubilden.

Das 12. Jahrhundert zeigt uns fast ein Ringen um eine Form für die Gutsbeschreibungen, deren Bedarf durch die wirthschaftlichen Veränderungen stets dringender wurde. Bis dahin war das Feld des privaten Urkundenwesens in Deutschland durch das Traditionsbuch beherrscht; dasselbe verdrängte einerseits die Urkunde, andererseits das Urbar. Im 12. Jahrhundert tritt eine umgekehrte Bewegung ein. Das Traditionsbuch wird langsam auf dem rechtlichen Gebiete durch die besiegelte Urkunde, auf dem wirthschaftlichen durch Urbarialaufzeichnungen verdrängt und verwandelt sich in ein einfaches Copialbuch. In den meisten Traditionsbüchern werden die Ur-

¹ M. v. Freyberg, Aelteste Geschichte von Tegernsee 221—256.

² Schoepflin, Alsatia diplomatica I, 197—201.

³ Kindlinger, Münsterische Beiträge II, 107—116.

barialvermerke stets häufiger und umfangreicher, während die eigentlichen Traditionen stets spärlicher auftreten.¹

Die Urbarialnotizen sind in dieser Zeit oft mit den Traditionsvermerken so bunt vermischt, dass es schwer ist, sich zu entscheiden, ob die Aufzeichnung als ein Urbar oder als ein Traditionsbuch zu betrachten sei.²

Doch schon im 12. Jahrhundert entstehen auch selbstständige Urbarialarbeiten. Die abnehmende Kraft der grossen Grundherrschaften drängte dazu. Das Wachsthum derselben hatte aufgehört, und mit vieler Mühe mussten die Grundherren den erworbenen Güterbestand zu wahren suchen. Besonders die inneren Kräfte im Grossgrundbesitze wurden stets zu einer grösseren Gefahr. Ausser den früher erwähnten Villici suchten die Ministerialen und Lehensleute Stücke der Grundherrschaften zu allodisiren, und besonders der kirchliche Besitz litt darunter. Nichts war also natürlicher, als dass man sich dagegen durch Revindicationen und Bestandsuntersuchungen zu schützen suchte und dabei auch zur schriftlichen Aufzeichnung griff.

Eine solche Massregel hat der Abt Marquard von Fulda im Jahre 1150 gegen die wachsende Entfremdung der Klostergüter ergriffen, indem er an Ort und Stelle den Besitz des Stiftes nach dem Zeugnisse der ältesten Gedenkmänner ermittelte und eine schriftliche Aufzeichnung darüber herstellen liess.³

Auch im Bisthum Chur bediente man sich damals dieses Verfahrens gegen die gefährlich werdende Ministerialität, deren Dienstgüter ermittelt und aufgezeichnet wurden.⁴

¹ So z. B. im Codex Laureshamensis III, 175—230. Für Süddeutschland ist diese Entwicklung ausführlich festgestellt bei Redlich, Ueber bairische Traditionsbücher, I. c. 59 f., wo Beispiele aus Salzburg, Freising, Geisenfeld, Gars u. A. angeführt werden.

² Solche sind z. B. die Aufzeichnungen des Domstiftes zu Trier oder des Klosters Ruprechtsberg bei Bingen aus dem 12. Jahrhundert. Mittelrhein. Urkundenbuch II, 351—355 und 365—391; vgl. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben II, 693 und 754.

³ Schannat, Historia Fuldensis 31.

⁴ Mohr, Codex diplom. I, 283—300. Das „Haec invenimus in ministerio quod habuit N.“, welches den meisten Absätzen vorangeht, bezeugt uns, dass der Aufzeichnung eine Untersuchung an Ort und Stelle vorausgegangen ist.

So entstanden aus diesen und anderen wirthschaftlichen Gründen schon im 12. Jahrhundert häufig kleinere oder grössere Aufzeichnungen über Grundherrschaften. Sie sind fast alle noch sehr formlos, ungeordnet, unübersichtlich; denn man hatte das allgemeine Schema noch nicht für solche Arbeiten festgestellt. Wir sehen das deutlich, wenn wir z. B. die ‚notitia‘ des Bisthums Freising aus dem Jahre 1160¹ mit späteren Urbaren derselben Anstalt vergleichen.

In der Regel wurden aber in dieser Zeit noch keine erschöpfenden Beschreibungen des ganzen Gutsbestandes verfasst. Man begnügte sich meist nur mit losen Einzelbeschreibungen jener Gutstheile, welche eine solche am meisten erforderten, ohne dabei die Gesammtheit heranzuziehen. Diese Beschreibungen wurden meist auf Rodeln niedergeschrieben.² Von derartigen Güterrotuli sind uns einige erhalten. Einen solchen, der drei Ellen lang war, hatte die Abtei St. Alban in Mainz.³ Ein anderer stammt aus dem Domstift zu Trier.⁴

Alle diese Schriftstücke sind Vorstufen zu den späteren Urbaren. Sie haben kein festes Schema, geben keine erschöpfende Niederschrift der grundherrlichen Gerechtsame, sondern berühren nur jene Punkte, welche momentan für den Grundherrn Interesse hatten. Sie sind stets noch Aufzeichnungen administrativer Natur und nicht Rechtsurkunden des Verhältnisses der Herren zu den Unterthanen.

Eine besondere Erwähnung verdient der Umstand, dass im 12. Jahrhundert auch schon der weltliche Grossgrundbesitz solche Aufzeichnungen aufzuweisen hat.

Bisher waren es nur Arbeiten kirchlicher Anstalten, welche uns beschäftigt haben. Abgesehen von der sichereren Aufbewahrung in den geistlichen Archiven, war das Schriftwesen im Mittelalter viel mehr im Dienste des Clerus thätig als in dem der weltlichen Herren. Darum finden wir auch im 12. Jahrhundert nur in wenigen Ausnahmefällen schriftliche Güterverzeichnisse weltlicher Grundherrschaften. Es waren immer besondere Umstände massgebend, durch welche solche

¹ Zahn, Codex diplom. Austriaco-Frisingensis, Fontes rer. Austr. II, 36, Nr. 8.

² Inama-Sternegg, Quellen 184.

³ Auszüge daraus bei Bodmann, Rheingauische Alterthümer III, 732.

⁴ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben II, 693.

Aufzeichnungen hervorgerufen wurden. Am besten zeigt dies das hervorragendste Denkmal dieser Art, der sogenannte Codex Falkensteinensis.¹

Er ist eine mit Bildern versehene Handschrift, welche die Güterbeschreibung und Traditionsaufzeichnungen der bairischen Grafenfamilie Falkenstein enthält.

Wie die Vorrede sagt, entstand diese Arbeit dadurch, dass Graf Siboto von Falkenstein vor seinem Ableben seinen unmündigen Kindern Vormünder bestimmte, welche er durch Schwur verpflichtete, das ganze Erbe ungeschmälert zu erhalten; zur grösseren Sicherstellung seiner Erben liess er aber auch eine Instruction für dieselben mit einer Güterbeschreibung verfassen. In derselben wurden zuerst die Lehen erwähnt, um welche die Söhne nach seinem Tode die Landesherren bitten sollen, und nach ihnen folgt die Aufzählung der Guts-einkünfte, hauptsächlich mit der Berücksichtigung der einzelnen Verwaltungsbeamten. Die einzelnen Absätze fangen meist an: ‚Comes Siboto patefacit . . . quid procurator N. debeat.‘ Besonders bemerkenswerth ist der Umstand, dass diese Aufzeichnung illustriert ist; die Burgen sind am Rande bildlich dargestellt, und auch der Lehenskuss und die einzelnen Naturalabgaben sind durch Bilder von Schafen, Schweinen, Gelderlegenden Figuren kenntlich gemacht. Die ganze Aufzeichnung wird mit einem Bilde der gräflichen Familie eingeleitet. Es scheint, dass diese Bilder mit dem zarten Alter derjenigen, zu deren Schutze die Aufzeichnung vorgenommen ward, in Zusammenhang stehen; vielleicht sollte durch dieselben ihr Interesse an der Erhaltung dieses Documentes erweckt werden.

Im Ganzen ist dieses Werk, an das sich dann ein Traditionsanhang angeschlossen hat, kein Urbar, obwohl es vielfach Formen desselben hat. Es ist eher ein in urbarialer Form verfasstes Testament.

¹ Zuletzt herausgeg. von Pez, Drei bairische Traditionsbücher aus dem 12. Jahrhundert, München 1880, 1—44. Die Ausgabe ist nicht sorgfältig, da man schon aus dem Druck ersieht, dass die, wohl durch den Einband, in Unordnung gerathenen Blätter nicht in die richtige Reihenfolge gebracht wurden; die richtige Folge der Blätter ist fol. 1, 7, 4, 6, 8, 9—16, wo die Traditionen anfangen, unter die auch fol. 2 und 3 einzureihen sind.

Ganz ähnlich ist ein zweiter Fall von Güterbeschreibung eines weltlichen Herrn. Auch hier liess der Graf Heinrich von Dale in Westfalen im Jahre 1188 von Eberhart, seinem Capellan, eine Urbarialaufzeichnung zu dem Zwecke verfassen, *ut eo facilius heredes et successores ipsius comitis Dahlen suos redditus — inspectione praesentis opusculi perpetue reperirent*. Und auch darin stimmt dieses Urbar mit dem Falkensteiner überein, dass es sich nicht mit den Unterthanen direct, sondern mehr mit den einzelnen Hofverwaltern und Lehensleuten beschäftigt.¹

Wenn wir also die Leistungen des Urbarialwesens in Deutschland von den Karolingern bis zum Ende des 12. Jahrhunderts übersehen, so ist darin ein allgemeiner Entwicklungsgang nicht zu verkennen. Im 10. Jahrhundert fehlen die Urbarialen fast ganz, und das Traditionsbuch ersetzt sie. Im 11. Jahrhundert fängt man schon an, kleine Gutsbeschreibungen unter die Traditionen aufzunehmen, und die Administration der Grundherrschaften empfindet bereits ein Bedürfniss nach grösseren Grundbüchern. Im 12. Jahrhundert ist ein allgemeiner Rückgang der Traditionsbücher bemerkbar, dagegen werden die Versuche systematischer Güterbeschreibungen häufiger. Es entstehen schon umfangreiche Urbarialien; aber wirkliche Urbare im eigentlichen Sinne des Wortes sind es noch nicht. Ihnen fehlt noch das Hauptmerkmal derselben, der Zweck, als authentische Urkunden des Verhältnisses der Unterthanen zum Grundherrschaften zu dienen. Sie sind blos einem administrativen Bedürfniss entsprungen: Verwaltungsvermerke, welche besonders durch Ausnahmszustände hervorgerufen werden. Auch ihre Form ist noch keine feste. Die beiden Hauptpunkte nämlich, Rechtskraft und ständige Form, wurden erst im folgenden Jahrhundert erreicht.

Deutsche Urbare aus dem späteren Mittelalter.

Grosse politische und sociale Wandlungen, welche durch das 12. Jahrhundert vorbereitet wurden, haben in Deutschland am Ausgang der Staufezeit ihren Abschluss gefunden. Vor

¹ Kindlinger, Münsterische Beiträge III, 81—89, veröffentlicht einige Theile dieser Aufzeichnung.

Allem die Zersplitterung der staatlichen Macht und die wirtschaftliche Hebung der unteren Gesellschaftsschichten. Diese beiden Umwälzungen erscheinen gleichzeitig und beeinflussen sich gegenseitig.¹

Der lange Kampf zwischen dem Papstthum und den Kaisern hat der centralen Regierungsgewalt in Deutschland ihren festen Boden unter den Füßen verschwinden lassen. Während des Streites um die ideale Weltherrschaft liess sich das deutsche Königsthum fast alle Theile des einstigen königlichen Hoheitsrechtes entwinden. Aber auch die grossen Herzogthümer des einstigen Deutschland waren im 12. Jahrhundert zerfallen. Deshalb gelangten auch zur Erbschaft der Königsrechte nicht die wenigen Stammesherzoge, sondern viele kleine Herren. Eine Zersplitterung der politischen Macht trat ein. Waren bis dahin die grossen Grundherrschaften blos Gebilde wirtschaftlicher Natur, so suchten sie nun die Stellung politischer Einheiten zu erlangen. Vielen gelang es auch. Gierig theilten die Grundherren die hoheitlichen Vorrechte der Krone untereinander. Diese politische Umwälzung hatte auch wirtschaftliche Folgen. Bisher hatte die Grundherrschaft vornehmlich in der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Aufgabe in die allgemeine Entwicklung eingegriffen, jetzt begann sie die rechtliche Seite ihres Daseins mehr und mehr zu entfalten, um im günstigsten Falle bis zum Territorium anzuschwellen.² Allen gelang es wohl nicht; aber fast Allen war das Trachten nach diesem Ziele gemeinsam, und es äusserte sich bald in wirtschaftlichen Folgen.

Indem der Grundherr stets mehr an dem politischen Treiben theilnahm, wandte er sich mehr und mehr von der engen, rein wirtschaftlichen Thätigkeit auf seinem Besitze ab. Darum ist seit dem 12. Jahrhundert die eigene Bewirthschaftung der Grundherrschaften im Rückgange begriffen; das vorher grosse Saalland schrumpft fortwährend zusammen, das Verhältniss des Bodenbesitzers zu der Production des Bodens lockert sich.³

¹ Vgl. zum Folgenden besonders Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte II, 3. und 4. Abschn., und Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben I, 862—972.

² Lamprecht, l. c. I, 991.

³ Inama-Sternegg, Saallandstudien, Tübingen 1889, 35.

Bei dem Abnehmen des Saallandes werden die Frohndienste der Hörigen mehr und mehr entbehrlich, sie werden reluiert. War diese Entwicklung vorgeschritten, so verursachte sie eine grundsätzliche Aenderung der wirthschaftlichen Anschauungen im Grossgrundbesitze. Früher war der Grundherr mit seinem Gute auf das Engste verbunden, er stieg und sank mit demselben, sein Einkommen war von dem Unterschiede der Bewirthschaftungs- und Naturverhältnisse abhängig. Sobald aber die eigene Wirthschaftsführung ganz eingeschränkt wurde und das Erträgniss der Grundherrschaft nur in Abgaben der Unterthanen bestand, änderte sich diese Lage. Die Abgaben waren durch das Herkommen bald unveränderlich geworden und wurden eine stets gleiche Rente des Grundherrn. Das Gut wurde bloß als ein Rentensubstrat betrachtet und verlor das Interesse des Eigenthümers. Dies bewirkte die ungeheure Beweglichkeit des Grundbesitzes im späteren Mittelalter, den bis ins Unnatürliche gesteigerten Rentenkauf. Dass die Abgaben der Unterthanen zu einer unveränderlichen Grösse wurden, war das Resultat der ganzen socialen Entwicklung der arbeitenden Bevölkerungsklassen.

Im 13. Jahrhundert steht dem Grundherrn schon ein starker Bauernstand gegenüber. Mit der alten Verfassung des früheren deutschen Reiches verschwanden nach und nach auch die verschiedenen Abstufungen der persönlichen Freiheit. Die Reihen der eigentlichen Hörigen lichteten sich bei der Abnahme der directen Bewirthschaftung durch den Herrn stets mehr und mehr, und im 12. Jahrhundert verschwindet diese Classe fast ganz. Die behausten unfreien Knechte erlangten durch den langen Besitz ihrer Hufen die Erblichkeit derselben und näherten sich besonders durch die Verminderung der Frohnden der halbfreien Classe der Censualen und Tradirten. Eine gleiche wirthschaftliche Stellung nivellirte nach und nach die bisherigen Unterschiede persönlicher Freiheit, und so entstand ein gleichmässiger Bauernstand, dessen Unfreiheit nur mehr dinglicher Art war.

Nach dieser Ausgleichung der persönlichen Lage stand aber der Unterthan nicht mehr allein und schwach dem Grundherrn gegenüber. Er hatte in den gleichgestellten Genossen eine mächtige Stütze gewonnen. Auf Grund des Zusammen-

lebens durch Generationen und der gemeinsamen Interessen entwickelte sich die Hofgenossenschaft, welche dem Herrn gegenüber die Unterthanen vertritt. Das Hofding schützt sie besonders vor der willkürlichen Erhöhung der Abgaben durch den Herrn und schafft einen Grundstock des bäuerlichen Rechtes, das Hofrecht.

Die Stellung des Bauers bessert sich zusehends. Die Abgaben sind fest und in Geld reuert; sie werden effectiv fortwährend geringer, da mit der überhandnehmenden Geldwirthschaft der Preis des Geldes sinkt und der der landwirthschaftlichen Producte steigt.

Das Gesetz des Existenzminimums für arbeitende Classen wird im 12. und 13. Jahrhundert dadurch ausser Wirksamkeit gesetzt, dass ein grosser Abgang der überschüssigen Bewohnerschaft Westdeutschlands in die neuen ostdeutschen Länder und in die aufblühenden Städte erfolgt. Das Ergebniss all' dieser Factoren war eine gründliche Besserung der Lage des Bauernstandes.

„Nie vielleicht hat sich der Bauer im Mittelalter wohler gefühlt als im 13. Jahrhundert, ein barbarisches Wohlleben zog auf dem platten Lande ein, und Grossmannssucht und Ueberhebung waren weitverbreitete Krankheiten schwächerer Charaktere. Kräftige Naturen aber wussten die Gunst der Lage auszunutzen.“¹

Derjenige, gegen den die Bauern ihre günstige Wirthschaftslage in erster Linie auszunützen suchten, war der Grundherr. Auf ihre hofgenossenschaftliche Organisation sich stützend, suchten sie die bereits recht leicht zu tragenden Lasten noch weiter herabzusetzen. Der Grundherr, welcher schon an und für sich dadurch verarmte, dass er an dem wirthschaftlichen Aufschwunge des Landbaues nicht theilnahm, sah sich gezwungen, seine Rechte eifersüchtig zu wahren. Er griff also zu dem sichersten Mittel, zu einer schriftlichen Aufzeichnung der Unterthanspflichten, welche deren Höhe urkundlich feststellte. So entstanden die zahlreichen Urbare des späteren Mittelalters.

Es gibt wenig alte Grossgrundbesitze, die nicht eine Urbarialaufzeichnung aus den letzten mittelalterlichen Jahrhun-

¹ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben I, 1511.

derten aufzuweisen hätten. Das Urbar wird zur eigentlich charakteristischen Aufzeichnung der überreifen, spätmittelalterlichen Grundherrschaft. Wie früher die Traditionsbücher den jugendkräftigen Grossgrundbesitz in seiner expansiven Kraft darstellten, so zeigt uns das Urbar, wie die nicht mehr wachsenden Grundherrschaften gegen Verminderungen von aussen und Entwerthungen von innen durch statistische Aufzeichnungen sich zu schützen suchen.

Eine Aufzählung auch nur der grösseren Urbarialien dieser Zeit zu versuchen, wäre eine derzeit kaum durchzuführende Unternehmung. Die Masse der noch nicht bekannten Aufzeichnungen ist so gross, dass hier zuerst die territoriale Detailforschung sprechen muss. Im Grossen und Ganzen kann man wohl behaupten, dass die Urbare am häufigsten in Süd- und Westdeutschland vorkommen. In den östlich der Elbe gelegenen Theilen sind sie viel seltener. Hier hatte der spät entstandene Grossgrundbesitz zumeist an den Urkunden eine Handhabe. Er bildete sich hier fast durchwegs durch eine künstliche Anlage von Dorfschaften, deren Verhältniss zum Grundherrn von vorneherein durch eine Locationsurkunde geregelt war und keiner weiteren Feststellung bedurfte. Eine Ausnahme macht Böhmen. Hier hatte seit dem 10. Jahrhundert besonders durch geistliche Anstalten der deutsche Grossgrundbesitz Eingang gefunden. Durch kräftige Herrschergewalt war ihm zwar hier die politische Entwicklung der deutschen Grundherrschaft abgeschnitten, aber in wirthschaftlicher Hinsicht entwickelte er sich analog dem deutschen. Daher finden wir hier im 13. und 14. Jahrhundert Urbare, deren Form sich von den deutschen in nichts unterscheidet.¹ Gleiches gilt für Schlesien.² Aber schon in Polen lagen die Dinge anders. Hier treffen wir nur bei den grössten geistlichen Anstalten urbariale Aufzeichnungen, welche aber mehr den französischen Pouillés als den Urbaren ähnlich sind, da sie vor Allem auf die zum Bisthum gehörigen Decanate und Pfarreien Rücksicht nehmen.³

¹ Emler, *Decem registra censuum bohemica*, Prag 1881.

² Z. B. *Codex diplom. Siles.* IV, 19, 252; XIV.

³ Z. B. *Johannis de Lasco. Liber beneficiorum archidioecesis Gnesnensis*, ed. Lukowski und Korytkowski, Gnesen 1880. Dasselbst in der Vorrede die Aufzählung anderer Bücher dieser Art.

Vor Allem kommen also die süd- und westdeutschen Aufzeichnungen in Betracht. Diese Urbare weisen zwar nach den einzelnen Gegenden manche Verschiedenheiten auf, ihr Grundschema ist aber fast überall dasselbe. Indem der Besitz des Grundherrn in einige Gutsbezirke getheilt ist, bilden dieselben im Urbar selbständige Abschnitte. In ihnen werden die einzelnen Ortschaften aufgezählt, die Zahl der Hufen und die Abgaben einer jeden ersichtlich gemacht. Manchmal ist die Aufzählung der Hufen nur eine summarische; ein anderesmal wird jeder Unterthan namentlich angeführt. Letzteres wurde meist für überflüssig gehalten, da die Besitzer wechselten und die unteren Beamten sie leicht in Evidenz halten konnten. Dahin ging mindestens die Ansicht des Compilers des Eberacher Urbars, der in der Einleitung zu seinem Werke bemerkt: *et quia ex diversis causis mansorum et feudorum cultores aliquociens variantur, ideo tantum notati sunt summatim locorum redditus ac decime predictorum. Nam officiales hec nominatim et singulariter prout eventus mutaverit debent scire.*¹

Seit dem 14. Jahrhundert kommt allerdings die namentliche Aufzählung der Unterthanen in den Urbaren, da diese überhaupt breitspuriger werden, häufiger vor.

Die Fassung der spätmittelalterlichen Urbare ist in der Regel objectiv; wie die hie und da vorkommenden subjectiven Wendungen und Widersprüche zu erklären sind, werden wir später erwähnen. In der Regel geht eine kurze Vorrede voran, welche die Entstehungszeit und die Umstände erwähnt. Doch oft fehlt sie, da die Datirung bei dem Urbar keine solche Bedeutung hatte wie bei einer Geschäftsurkunde.

Im 13. und 14. Jahrhundert sind die Urbare noch in der Regel in lateinischer Sprache verfasst. Doch kommen hier bald Ausnahmen vor, ja früher als bei den Urkunden. So sind schon am Ende des 11. Jahrhunderts die Freckenhorster Hebe-register in niederdeutscher Sprache verfasst. Es erklärt sich dies daraus, dass alle diese Aufzeichnungen durchwegs dem ungebildeten Landvolk verständlich sein sollten.² Darum wurden auch oft die ursprünglich lateinisch verfassten Urbare

¹ Wegele, Monum. Eberacensia 69.

² Inama-Sternegg, Quellen 181.

in die deutsche Sprache übersetzt. So ist uns von einem Urbar des Stiftes Essen aus dem Jahre 1332 auch noch eine gleichzeitige deutsche Version erhalten.¹ Auch die Aebtissin des Klosters Sonnenburg in Tirol liess am Anfange des 14. Jahrhunderts ein älteres lateinisches Urbarbuch in das Deutsche übertragen, ‚daz es ein isleich frawe chunne lesen und auch verstên‘.² Im 15. Jahrhundert wird dann der Gebrauch der deutschen Sprache, ebenso wie in den anderen Privaturkunden, auch in den Urbaren vorherrschend. In französischer Sprache verfasst ist das Urbar der Grafschaft Luxemburg aus den Jahren 1306—1317.³ Bei den Urbarialien in Böhmen kommt die böhmische Sprache erst im 15. Jahrhundert in Gebrauch.

Alle diese Aufzeichnungen tragen verschiedene Namen. Lateinisch wurden sie, da der Name Polyptychon ganz aus dem Gedächtniss geschwunden war, ‚libri censuales‘ oder ‚registra censuum‘, ‚libri possessionum‘ genannt. Im Deutschen gebrauchte man entweder die Uebersetzung ‚Zinsbücher‘ oder ‚Heberegister‘, ein Wort, das auch für die später zu erwähnenden Auszüge zum Eintreiben der Abgaben angewandt wurde. In Süddeutschland aber kam seit dem 13. Jahrhundert das Wort ‚Urbar‘, ‚urbarbuoch‘ stets mehr in Gebrauch. Das Wort ‚urbor‘ oder ‚urbar‘ bezeichnete im ursprünglichen Sinne ein bebautes, zinstragendes Grundstück. Es wurde dann, als das Grundstück für den Herrn nur mehr eine Rentenbedeutung gewann, für den Zins selbst und endlich für dessen Verzeichnisse gebraucht.⁴

Die Urbare veränderten ihre Gestalt seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr wesentlich. Sie behielten ihre alte Form und wurden bis in das vorige Jahrhundert als wichtige Aufzeichnungen der Grossgrundbesitze aufbewahrt und neu verfasst. Besonders in den österreichischen Ländern sehen wir noch unter Maria Theresia Commissionen, welche zur Regulierung der herrschaftlichen Urbare ernannt werden.⁵ Erst die Aufhebung des Unterthansnexus verwandelte diese Aufzeichnungen zu blossen culturgeschichtlichen Quellen.

¹ Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit 392 f.

² Zingerle im Archiv für österr. Geschichte XL, 7.

³ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftleben III, 342 f.

⁴ Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch unter ‚Urbor‘.

⁵ Darüber s. besonders Grünberg, Die Bauernbefreiung in Böhmen.

Die Entstehungsweise und Rechtskraft der Urbare.

Die Rechtskraft, welche den spätmittelalterlichen Urbaren innewohnte, lässt sich nur mit Berücksichtigung ihrer Entstehungsweise erklären. Der Niederschrift eines rechtsgiltigen Urbars mussten ebenso wie der einer Urkunde, rechtliche Handlungen vorangehen. Bei den mittelalterlichen Urkunden lassen sich viele Widersprüche aus der vorangehenden Handlung und dem über sie verfassten Act erklären. Ebenso treffen wir in den Urbaren Widersprüche, welche nur durch die Annahme mehrerer, nicht gleichzeitig abgefasster Einzelbeschreibungen zu erklären sind. Bevor eine grosse Urbarialaufzeichnung verfasst werden konnten, war es nothwendig, Detailuntersuchungen in den einzelnen Gutstheilen vorzunehmen und dieselben zu protokolliren. Aus diesen so entstandenen Einzelbeschreibungen wurde dann das einheitliche Urbar hergestellt. Dieser Vorgang wird uns in dem Kremsmünsterer Geschichtswerke besonders verdeutlicht.

Um das Jahr 1300 wollte dort der Abt Friedrich eine grosse Güteraufzeichnung verfassen. Er entsandte den Kellermeister Sigmar zur Detailaufnahme der Güter, und derselbe „Sygmarus — una cum villicis et officialibus ad hoc necessariis omnes nostre ecclesie possessiones perambulans et diligenter investigans, scriptam nobis adtulit nostrorum reddituum totam summam — qui deinde in voluminibus sunt melius ordinati“.¹ Hier war es also ein einzelner Mann, der mit der Aufgabe der Einzeluntersuchungen betraut wurde. Bei grösseren Gutsbeständen mussten sich mehrere zugleich daran betheiligen, falls nicht die Aufnahme zu lange währen sollte. So finden wir bei dem Passauer Urbar von 1324 eine ganze Anzahl von Beamten mit den Theilbeschreibungen beschäftigt.²

Diese Einzelbeschreibungen wurden manchmal neben dem aus ihnen entsprungenen Hauptbuche verwahrt und sind uns in einzelnen Fällen noch erhalten.

¹ Historia Cremifanensis, M. G., Script. XXV, 628. Mit ihr übereinstimmend die Vorrede zum erwähnten Urbarbuche des Abtes Friedrich (herausgeg. von Achleutner, Wien 1877), welche neben Sigmar auch Propst Dietrich als Mitarbeiter nennt.

² Notizenblatt der Wiener Akad. III, 14, 63, 165, 193 u. a.

Im Bisthum Freising verfasste in den Jahren 1316 bis 1318 Bischof Konrad III. ein grosses Urbar aller Besitzungen des Bisthums. Die Vorarbeiten zu diesem Werke begannen schon im Jahre 1291, und in den folgenden Jahren wurden mehrere Einzelbeschreibungen von Domänen durch verschiedene Delegaten verfasst, auf deren Grundlage dann dieses Urbar redigirt wurde. Doch diese Einzelbeschreibungen wurden nach der Schlussredaction nicht vernichtet und sind uns noch in einer Handschrift des Münchner Reichsarchives erhalten. Es sind neun selbständige Urbarialaufzeichnungen aus verschiedenen Jahren des Zeitraumes 1291—1310; jede umfasst eine Gutsherrschaft. Sie haben alle zum Eingange Aufschriften wie ‚Annotatio reddituum totius predii in Udmarsuelt facta per Chunradum de Ried sub anno domini 1305 in die b. Virginis‘. Erst auf Grund dieser Einzelaufnahmen entstand das systematische, geographisch geordnete grosse Urbar, 15 Jahre nach jenen.¹

Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie leicht zeitliche Widersprüche in die Urbare kommen konnten, und wie bei der Benützung derselben stets auf diesen Umstand zu achten ist.

Wie man bei der Abfassung der Einzelbeschreibungen vor sich ging, erfahren wir aus mehreren Nachrichten. Ein oder mehrere Delegaten des Grundherrn begaben sich in die aufzunehmende Ortschaft, versammelten die Dorfgemeinde und liessen die Gerechtsame des Herrn durch den Mund der geschworenen Schöffen weisen. Dieser Vorgang wird z. B. in dem Urbar des Klosters St. Peter in Mainz vom Jahre 1264 geschildert. Zwei Canoniker des Klosters kamen in das Dorf Monre und liessen ‚per sententiam sculteli, advocati et juratorum ville‘ erklären ‚bona et iura quae secuntur attinere sub debito prestiti juramenti venerabili ecclesie Sti. Petri‘.² Die folgende Einzelbeschreibung ist also ein regelrechtes Hofweisthum. Das beste Beispiel, welches ausser dem Urbarialcharakter auch alle

¹ Ueber diese Aufzeichnungen s. Zahn, Die Freisingischen Saal-, Copial- und Urbarbücher, im Archiv für österr. Geschichte XXVII. Sie sind von ihm herausgegeben in Fontes rer. Austr. II, 36, Nr. 12, doch in kaum richtiger Weise, da er die Einzelaufzeichnungen zu Grunde legt, um das systematische Urbar mit ihnen zu vergleichen, wodurch dasselbe zerrissen wird.

² Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit 293.

Formen des Weisthums aufweist, ist die Beschreibung des dem Marienkloster in Trier gehörigen Dorfes Elvang aus dem Jahre 1335.¹

In Gegenwart des Officials der Trierer Kirche ‚pro tribunali in villa de Irank sedentis‘ zählen hier der Villicus und die Schöffen ‚per ipsorum iuramenta, ut moris est, requisiti singulariter et generaliter bona, iura, census, redditus et proventus‘ des Dorfes auf. Die Aufzählung ist ganz urbarial, nur wird sie durch die subjectiven Wendungen, welche ein Weisthum kennzeichnen, wie ‚dicebant et pronunciabant spectare ad monasterium‘, ‚item cedunt monasterio‘ eingeleitet. Ein Notar hat diese Aussagen protokolliert, und der Official hat die Aufzeichnung durch sein Siegel bekräftigt.

Gewöhnlich wurden die formalen Einleitungen der Einzelbeschreibungen bei der Schlussredaction ganz beiseite gelassen und nur die Ergebnisse derselben aufgenommen. Vielfach sind sie aber doch der uniformirenden letzten Redaction entgangen und machen sich im Texte der Urbare bemerkbar. So finden wir im Passauer Urbar aus dem 14. Jahrhundert Bemerkungen, wie: ‚Hic annotatur census hofmarchie in Zaissenmauer quantum pro hac vice poterat investigari a Henrico decano Tulnensi qui tunc fuit magister curie ibidem et fratre suo et a colonis et rusticis ibidem‘.² Auf das Weisen durch die Unterthanen bezieht sich auch Abt Friedrich von Kremsmünster in der Einleitung zu seinem Urbar vom Jahre 1304, indem er erzählt, dass er bei der Ermittlung des Klostervermögens so verfuhr, ‚ut conventis universis et singulis nostre ecclesie villicis et colonis sub dispendio sui corporis atque rerum prodere cogerentur, quid sibi constaret de eiusdem nostre ecclesie iuribus hactenus sic neglectis‘.³

Wir sehen also, dass die Einzelbeschreibungen, welche meist ‚inventio‘ oder ‚inquisitio‘ genannt werden, als Weisthümer anzusehen sind. Dass den Unterthanen die Pflicht des Weisens der grundherrlichen Gerechtsame oblag, wird in den Weisthümern selbst ausgedrückt.⁴ Wo das Weisen noch nicht vor-

¹ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben III, 501—504.

² Notizenblatt der Wiener Akad. III, 13, auch 14, 63, 93, 165.

³ Urbar von Kremsmünster, ed. Achleutner, 4.

⁴ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben II, 657; Maurer, Geschichte der Frohnhöfe II, 508.

genommen wurde, musste der Verfasser des Urbars sich mit einer solchen Bemerkung begnügen, wie der Mönch von Klosterneuburg, der seine Urbarialaufzeichnungen mit den Worten ‚*preter alia que non sunt adhuc inventa*‘ beschliesst.¹

Die auf Weisthümern beruhenden Einzelbeschreibungen waren die wichtigste Quelle der Urbare, aber nicht die einzige. Ebenso, wie die aufgezeichneten Weisthümer gegenüber den späteren eine urkundliche Kraft besaßen, legte man auch den älteren Urbarialaufzeichnungen bei der Abfassung neuer eine Kraft bei. Wir haben schon oben erwähnt, dass der Abt Edelin von Weissenburg am Ende des 13. Jahrhunderts für sein Urbar ein altes Güterbuch benützte. In anderen Urbaren finden wir oft Verweisungen auf ältere Zinsregister. So heisst es im Urbar des Klosters St. Trond vom Jahre 1264 einigemal: ‚*habetur in antiquis libris*‘,² oder im Urbar des Stiftes Essen aus dem Jahre 1332: ‚*dicit quoddam antiquum registrum*‘.³ Desgleichen im Güterverzeichnis des Prager Erzbisthums von 1390.⁴ Das ältere Urbar war demnach eine Quelle für das jüngere. Aber auch Urkunden, in denen die Verpflichtungen der Unterthanen und die Beschreibung der Güter enthalten waren, dienten zum gleichen Zwecke. Vor Allem dort, wo eine künstliche Ansiedlung vor sich gegangen war, die Locationsurkunden. So ist im Urbar des Klosters Strahov in Böhmen die Beschreibung des Dorfes Stradonitz der älteren Verfassungsurkunde dieses Dorfes entnommen.⁵ Es ist ja natürlich, dass dort, wo eine urkundliche Feststellung der Unterthanspflichten schon früher vor sich gegangen war, die Weisung keinen Platz hatte. Die Urkunden werden daher auch öfters ausdrücklich von den Urbaren selbst als Quelle bezeichnet.⁶

Die Entstehungsquellen der Urbare sind demnach in erster Linie Weisthümer, ausser diesen noch frühere Urbarialaufzeichnungen und Urkunden. Diese Verschiedenheit der Informationsquellen wird direct betont in dem Urbar des Stiftes Marienberg in Tirol, von dem es heisst: ‚*frater Goswinus*

¹ Zeibig, Urkundenbuch des Stiftes Klosterneuburg II, 109.

² Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben III, 33.

³ Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit 392.

⁴ Emler, *Decem registra censuum* 93, 103, 107, 111, 120 u. a.

⁵ Emler, l. c., 265—269.

⁶ Urbar von Bayharting vom Jahre 1344, herausgeg. von Wiedemann 137.

scripsit hunc librum ex antiquis registris libris quaternis, literis et rodulis huius claustrī'.¹ Also alte Register, Urkunden und Einzelrodeln haben zur Verfassung gedient. Auch das Eberacher Urbar will die Güter des Klosters, 'prout in singulis locis et scriptis poterant experiri', aufzählen.²

Indem die Urbare auf Grund von rechtsgiltigen Bekenntnissen oder urkundlichen Zeugnissen entstanden waren, besaßen sie in den gutsherrlichen Verhältnissen eine bedeutende Rechtskraft. Ihre Entstehungsweise machte sie zu rechtsgiltigen Urkunden des Verhältnisses der Unterthanen zu dem Herrn. Sie waren nun nicht mehr blosse administrative Vermerke wie die Aufzeichnungen des früheren Mittelalters, sondern Documente, auf welche man sich bei jedem Zweifel über die Pflichten der Hörigen stützen konnte. Die Unterthanen verpflichteten sich durch das Weisen der grundherrlichen Gerechtsame und durch die Mitarbeiterschaft an den Urbarien zur Einhaltung ihrer Satzungen. Keinerlei folgende Weisung konnte die Bestimmungen des Urbars entwerthen, denn das Urbar hatte gegen ein folgendes Weisthum urkundliche Gewalt.³

Wir finden diese Anschauung öfters in den Weisthümern selbst bestätigt. So heisst es z. B. im Weisthum aus Aspach in Baiern: 'sollen des gotshaus leut fueter und huener darbringen als von alters her kömmen ist nach inhalt des urbarpueches',⁴ oder im Stiftsrecht des Domcapitels Salzburg: 'ob uns (d. i. dem Stift) etwer der unsern stüft und dienst verlaugnet, den bedürfen wir nichts anders weisen, dann mit unserm urbar und registern, und er ist uns verfahren in unser straff nach gelegenheit'.⁵ Klarer kann man den Vorzug des Urbars vor einem neuerlichen Weisen nicht ausdrücken. Ganz analog ist auch die Sprache des Weisthums von Michaelbeuern,⁶ und auch das Urbar des Stiftes Marienberg in Tirol verlangt volle Glaub-

¹ Schwitzer, Tirolische Geschichtsquellen III, 13. Die Vorarbeiten zu dem Urbar sind noch erhalten, z. B. das Verzeichniss der Villici, *ibid.* 129.

² Wegele, *Monum. Eberacensia* 69.

³ Lamprecht, *Deutsches Wirthschaftsleben* II, 663.

⁴ Grimm, *Weisthümer* VI, 131; Inama-Sternegg, *Quellen* 186.

⁵ Siegel und Tomaschek, *Die Salzburger Taidinge* 7.

⁶ *Ibid.* 48: 'vermaint aber der hold, er wer gar nichts schuldig zu dienen und wurt überweiset mit den register und grundpuechern derselb hat verfallen sein gerechtigkeit'.

würdigkeit, da es sich auf seine Entstehung aus Urkunden und Weisungen zu stützen vermöge.¹

Wie fest die Anschauung war, dass das Urbar eine vollkräftige Urkunde für die gutsherrlichen Zustände sei, bezeugt folgender Fall. Das Elisabethhospital in Trier hat im 13. Jahrhundert von dem Kloster St. Maximin das Dorf Signey erworben und war dadurch in den Besitz aller seiner Rechte im erwähnten Dorfe getreten. Als Ausdruck und Bürgschaft dieser Rechte liess sich das Hospital die Satzungen, welche sich im St. Maximiner Urbar auf dieses Dorf bezogen, copiren; im späteren Urbar des Hospitals stimmt die Beschreibung des Dorfes wortgetreu mit der älteren Maximiner überein.²

Aber nicht nur die neueren, nie ausser Gebrauch gekommenen Urbare dienten als Rechtstitel der herrschaftlichen Gerechtsame, auch die alten, halb vergessenen Aufzeichnungen, denen in ihrer Entstehungszeit kaum eine solche Rechtskraft beigemessen worden war, wurden hervorgeholt, um als Documente zur Revindication vergessener Abgaben gebraucht zu werden. So hat die Abtei Mettlach im Jahre 1435 einen offenbar seit Jahrhunderten nicht mehr behobenen Zins auf Grund eines Zinsverzeichnisses aus dem 10. oder 11. Jahrhundert von Neuem eingeklagt und zugesprochen erhalten.³

Auch im westfälischen Nonnenkloster Freckenhorst ist man im 13. Jahrhundert auf die ältesten Heberollen des Klosters aufmerksam geworden. Aber man war hier nicht ganz sicher, ob es Rechtens wäre, auf ihrer Grundlage die alte Höhe des Zinses anzusprechen. Darum wandte sich das Kloster im Jahre 1283 an die Münsterer Generalsynode mit der Anfrage, *si ecclesia vel monasterium quodcunque habent libros pensionum seu redditum a constitutione ipsius ecclesie sive monasterii confectos [utrum] secundum contentum librorum eorundem prior esset aut verior summam ipsarum pensionum seu redditum optinere vel quocunque iure posset alius immutare*. Die Generalsynode entschied die Frage, *quod ecclesia sive monasterium*

¹ Plena fides est adhibenda (d. i. dem Urbar), quia eius testes sunt exemplaria et homines fide digni. Tirol. Geschichtsquellen III, 13.

² Nebeneinanderstellung beider Texte bei Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben II, 669, 710.

³ Lamprecht in der Westdeutschen Zeitschrift VI, 19.

ad summam pensionum seu redditum secundum libros ipsius pensionales prior esset ac proprior optinendam', und liess diesen Ausspruch durch den Vorsitzenden, Domdechante Brunsten, beurkunden.¹

Es unterliegt daher keinerlei Zweifel, dass die Urbare im Verhältnisse des Herrn zu den Hörigen als wirkliche, beweiskräftige Urkunden angesehen wurden.

Dagegen ist es nicht ganz sicher, ob das Urbar auch gegen einen Dritten ausser dem Herrn und Unterthanen, besonders in Eigenthumstreitigkeiten, eine urkundliche Beweiskraft besessen hat. Wenn wir über diese Frage die Juristen des vorigen Jahrhunderts, wo die Urbare noch so wie am Ende des Mittelalters fungirten, befragen, erhalten wir folgende Auskunft: 'Die Saalbücher haben in den Rechten die Kraft öffentlicher Urkunden und dienen daher auch zu einem völligen Beweise, wie hoch eines jeden liegendes Vermögen angeschlagen worden und was er davon an jährlichen Zinsen oder anderen Gefällen abzutragen schuldig ist. Jedoch nur insoweit es den Ober-Herrn und seine Unterthanen anbetrifft, nicht aber eines Dritten Interesse, als welchem daraus an seinen sonst daran habenden Gerechtsamen kein Nachtheil erwachsen kann. Wiewohl dennoch mehrentheils das darein geschehene Verzeichniss die Last des Beweises auf denjenigen, welcher das Gegentheil zu beweisen sucht, zu wälzen pflegt.'² Diese Anschauung mag grundsätzlich auch die des Mittelalters gewesen sein. Ein einfaches, vom Grundherrschaft angefertigtes Urbar war wohl eine Urkunde für seine Unterthanen, die sich an dessen Verfassung betheiligt haben, aber nicht für einen dritten vor dem öffentlichen Gericht. Denn in der Regel entbehrte es der verlangten Beweismittel. Es konnte wohl vor dem Gericht producirt, musste aber auch durch Zeugenaussagen bekräftigt werden. Einen solchen Fall aus dem Jahre 1207 kennen wir aus Regensburg, wo das Capitel sein Eigenthumsrecht zu einigen Tradirten nicht nur durch 'librum, qui salbuch vulgariter appellatur',

¹ Die Urkunde vom 11. October 1283 im Westfälischen Urkundenbuch, III, 642.

² Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexikon (1742) XXXIII, 16. Hier ist auch die juristische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts über diese Frage angeführt.

sondern auch noch durch ‚testes idoneos‘ beweisen musste.¹ Analog ist ein anderer Fall aus dem Jahre 1332, in dem der Pfarrer von Nalb in Niederösterreich, sein Recht gegen das Stift St. Pölten vertheidigend, die Zinsregister seines Vorgängers vorweist, gleichwohl aber erst die Zeugenaussagen zu seinen Gunsten entscheiden.² Im Allgemeinen wird man also den Urbaren kaum volle Beweiskraft in den Eigenthumstreitigkeiten zumessen können. Aber in vielen Fällen mögen sie dieselbe dennoch besessen haben, nämlich wenn sie von öffentlichen Urkundenpersonen, wie Bischöfen und ihren Beamten, oder von öffentlichen Notaren verfasst waren.

So haben wir schon oben erwähnt, dass die Urbarialbeschreibung des Dorfes Etvang bei Trier aus dem Jahre 1335 von den Officialen des Erzbisthums durch die Besiegelung beweiskräftig gemacht wurde.³ Auch die Intervention öffentlicher Notare bei der Abfassung von Urbaren war nicht selten. Das Gutsverzeichniss des Jungfrauenstiftes Münster in Tirol vom Jahre 1394 wurde durch den öffentlichen Notar Jakob gemacht.⁴ Auch die Urbare der böhmischen Klöster Strahov und Ostrov nennen Notare als Verfasser.⁵

In der Regel gab man sich aber mit einem einfachen Urbar zufrieden, indem für die Eigenthumsprocesse Urkunden vorgewiesen werden konnten und auch das einfache Urbar dem Besitzer wichtige Dienste leistete.

Wie gross die Wichtigkeit war, welche man diesen Aufzeichnungen beigemessen hat, sehen wir am besten aus den wiederholten Befehlen der höheren kirchlichen Functionäre, durch welche der niedrige Clerus zur Abfassung von Urbaren verhalten wurde. Gerhard, Erzbischof von Mainz, befahl im Jahre 1291 allen Decanen seiner Kirche, dass ein jeder Canonicus im Verlaufe von zwei Monaten alle seine Einkünfte mit Hilfe der Beamten und Unterthanen ermittle und in einem Buche niederschreibe. Dieses Buch soll in der Bücherei an Ketten bewahrt werden und zur Erhaltung der Gutseinkünfte

¹ Th. Ried, Codex chronologico diplom. episcopatus Ratisbonensis I, Nr. 309.

² Lampel, Urkundenbuch des Chorherrenstiftes St. Pölten I, 306.

³ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben III, 503.

⁴ Tirol. Geschichtsquellen III, 168.

⁵ Ember, Decem registra censuum 53, 219.

dienen. Die Nichtbefolgung dieses Gebotes und die Verweigerung der Auskunft wird mit Excommunication bedroht.¹ Auch das Urbar des Hospitals von Passau aus dem Jahre 1255 führt seinen Ursprung auf einen Befehl des Bischofs zurück.² Die Trierer Synodalstatuten des Jahres 1227 schreiben ebenfalls allen Geistlichen die Verfassung von Güterverzeichnissen vor.³

Doch es genügte nicht, Urbare zu verfassen und sorgfältig aufzubewahren. Sie mussten auch in Stand erhalten werden, um den sich ändernden Verhältnissen zu entsprechen. Darum hören wir oft von verneuten Urbaren.⁴ Für diese Renovationen gab es verschiedene Verfahren, manchmal ein sehr mechanisches. So erneuerte der Erzbischof von Trier im Jahre 1348 ein Urbar aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, wobei er aber die meisten Namen der Unterthanen des alten Urbars, welche doch nicht mehr am Leben sein konnten, in das neue Werk übernahm.⁵ Anders verfuhr man dagegen bei der Erneuerung des Urbars von Passau im Jahre 1324. Hier wurde der ganze Stoff einer neuerlichen Weisung unterzogen und auf die alten Register wenig Rücksicht genommen.⁶

Dass man die Urbare stets in Uebereinstimmung mit den wechselnden Personalverhältnissen erhalten wollte, hatte wohl auch seinen Grund in ihrem Gebrauche gelegentlich der jährlichen Zinseintreibung.

Es war eine sehr verbreitete Sitte, dass die mit der Einnahme des Zinses betrauten Beamten Zinsrodeln erhielten, welche aus dem Urbar entnommen wurden. Es wurden hier die Namen der Unterthanen und die Summen ihrer Abgaben nach den Bestimmungen des Urbars übersichtlich zusammengestellt, oft nach den einzelnen Abgabeterminen angeordnet. Solcherart sind z. B. die Heberollen der Herrschaft Meissau in Niederösterreich aus dem 14. Jahrhundert, von denen gesagt wird: „will man dann ze ainzigen summen nicht gelawben, so chom

¹ Gudenus, Codex diplom. Mogunt. I, 857.

² Mon. Boica XXIX^b, 382.

³ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben II, 664.

⁴ z. B. Geschichtsfreund XVII, 219, oder Tirol. Geschichtsquellen III, 361, 267.

⁵ Mittelrhein. Urkundenbuch II, 391.

⁶ Notizenblatt der Wiener Akad. III, 663.

man darumb an die urbarpuecher, dar aus si mit getrewen fleiz sind gezogen¹. Auch im Stifte Zwettl waren alle Beamten verpflichtet, derartige Zinsrodeln zu haben.² Solche Aufzeichnungen, welche sich den Rentrechnungen nähern, indem in ihnen durch ein ‚dedit‘ der Empfang des Zinses bestätigt wird, dürfen jedoch nicht mit Urbaren verwechselt werden. Sie sind nur Auszüge aus denselben.

Die landesherrlichen Urbare.

Im späteren Mittelalter zeigt sich ein grosser Unterschied zwischen Nordwestdeutschland und den südöstlichen Reichstheilen. Dort trat eine vollständige Zersplitterung der grossen Stammesgebiete in kleine reichsunmittelbare Einheiten ein, im Osten dagegen erhielten sich die grossen centralisirten Territorien. Wie schon erwähnt, waren es die Grundherrschaften, welche in den älteren Theilen des deutschen Reiches die Bildung vieler kleiner Staatskörper bewirkten. In den östlichen Theilen kam es nicht zu dieser Entwicklung. Hier war die Grundherrschaft meist jüngeren Ursprungs, und die Landesherren liessen nicht zu, dass sie alle staatsrechtlichen Kräfte absorbire. Es gelang ihnen dies vorzüglich dadurch, dass sie sich selbst auf eine mächtige wirthschaftliche Basis stützten und nie aufhörten, die ersten Grundherren ihres Territoriums zu sein. Es war demnach natürlich, dass sie diese Basis stets unerschüttert zu erhalten suchten und ihrem Grundbesitze eine umsichtige Pflege angedeihen liessen. Sie suchten vor Allem einer Schmälerung desselben vorzubeugen, und ein Mittel zu diesem Zwecke waren schriftliche Aufzeichnungen des landesfürstlichen Gutsbestandes. Seit dem 13. Jahrhundert entstehen in den grossen Territorien bedeutende Güterverzeichnisse der Landesherren. Man könnte bei strenger Auffassung des Begriffes zweifeln, ob diese Aufzeichnungen Urbare zu nennen sind, da sie sich mehr mit der Feststellung der einzelnen Lehenbesitzungen, als mit den Verhältnissen der Unterthanen befassen. Doch ihre Form ist ganz die der privaten Urbare, und

¹ Notizenblatt der Wiener Akad. III, 97.

² Horawitz in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte 1872, 491.

sie werden auch von den Zeitgenossen mit diesem Namen bezeichnet. Ferner tritt in ihnen der Herrscher mehr in der Eigenschaft des Grundherrn als jener des Landesfürsten auf. Auch ihre Entstehungsweise ist ganz dieselbe wie bei den anderen Urbaren, sie beruht auf einer Detailaufnahme an Ort und Stelle. Sie dürfen also in dieser Darstellung nicht übergangen werden.

Ihre vorzugsweise Heimat ist, wie bemerkt, der deutsche Südosten; gleich im Herzogthum Baiern treffen wir sie.

Herzog Otto von Baiern liess um das Jahr 1240 eine Aufzeichnung über seine Güter anfertigen, welche alle Aemter des ganzen Herzogthums umfassen sollte. Von seinen Nachfolgern wurde um das Jahr 1280 ein neues Urbar verfasst. Es zerfällt in drei Theile, von denen der eine bereits in deutscher Sprache verfasst ist. Im 14. Jahrhundert wurden dann neuerliche Aufzeichnungen über die einzelnen Landestheile unternommen.¹

In den nachbarlichen Alpenländern widmeten die Babenberger ihren Besitzungen eine gleiche Sorgfalt. In den Dreissigerjahren des 13. Jahrhunderts liess hier Herzog Leopold VI. eine grosse Beschreibung des herzoglichen Gutes vornehmen. Sie wurde von Herzog Friedrich II. revidirt und kam mit der babenbergischen Erbschaft an Ottokar von Böhmen. Dieser führte ein strengeres Regime in der Verwaltung der herzoglichen Lehen ein und revindicirte viele der durch Adelige usurpirten Güter. Das Ergebniss dieser Politik liegt in einer neuerlichen Redaction des herzoglichen Urbarbuches vor.² In dieser Form überliefert, fängt es mit den Worten an: ‚Hic notatur liber hubarum et reddituum per totam Austriam‘ und enthält die herzoglichen Güter in Oesterreich. Aber auch für Steiermark liess Ottokar eine ähnliche Arbeit ausführen. Auf Befehl seines Statthalters, des Bischofs Bruno von Olmütz, verfasste der Thüringer Notar Helvicus im Jahre 1266 ‚rimatis

¹ Sämmtlich gedruckt in Mon. Boica XXXVI, vgl. Riezler, Baierns Geschichte II, 178.

² Unter dem irrthümlichen Namen ‚Rationarium Austriacum‘ von Chmel im Notizenblatte der Wiener Akad. V, veröffentlicht. Bearbeitet wurde diese Aufzeichnung von A. Dopsch in den Mittheil. des Instituts für österr. Geschichtsforsch. XIV, 449 f. Zu seinen Ausführungen hat W. Erben, ebenda XVI, 97 f., wichtige Berichtigungen hinzugefügt.

diligenter et examinatis omnibus — Styrie officiis eine Aufzeichnung über sämtliche Steuereinnahmen und herzoglichen Güter der Steiermark.¹

Nach dem Falle Ottokar's kamen die ehemals babenbergischen Besitzungen in die Hände Rudolf's von Habsburg. Auch dieser unternahm es als einen seiner ersten Schritte, zur Organisation der neuerworbenen Länder, die Güterverzeichnisse seiner Vorgänger einer Revision zu unterwerfen. So entstand das zweite *„Rationarium Austriae“*, welches direct seine Ableitung von dem alten Babenberger Urbare erwähnt.²

Welchen Werth die ersten Habsburger auf solche Arbeiten legten, zeigt vor Allem das grosse Urbar ihrer süddeutschen Besitzungen. Es entstand in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts, zwischen den Jahren 1303 und 1311. König Albrecht betraute seinen Notar Burkhard von Frikke mit dieser Arbeit. Burkhard bereiste dann durch einige Jahre sämtliche Hausgüter der Habsburger, untersuchte alle an Ort und Stelle und verfasste Einzelaufnahmen derselben. Diese Güterrodeln, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache geschrieben, sind noch theilweise neben dem Haupturbar erhalten.³ Sie wurden noch am Ende des 14. Jahrhunderts neben demselben verwahrt.⁴ Das grosse Urbar ist in deutscher Sprache verfasst und zählt die einzelnen Aemter mit genauer Beschreibung ihres Bestandes auf.⁵

Dieses Buch hatte interessante Schicksale, welche uns auch über das Gewicht, das man solchen Aufzeichnungen beilegte, unterrichten. Im Jahre 1415 fiel es mit anderen Archivalien den Schweizer Eidgenossen in die Hände. Die Habsburger verhandelten schon in den nächsten Jahren um die Herausgabe desselben, aber ohne Erfolg. Im Jahre 1432 waren

¹ Herausgeg. von Rauch, *Script. rer. Austr.* II, 114 f.

² *Hic notatur proventus urbium secundum, quod solvere consueverunt tempore ducum Liupoldi et Fridrici, sicut in registris seu libris veteribus invenitur.* *Script. rer. Austr.* II, 5.

³ Ein solcher Rodel im *Geschichtsfreund* V, 3.

⁴ Das Archivinventar von Baden aus dem 14. Jahrhundert verzeichnet *„urbarbuch unde die roedel, darab es geschriben ist“*. Kopp, *Geschichte der eidgenöss. Bünde* II, 739.

⁵ Herausgeg. von Pfeiffer, Stuttgart 1850, neuerdings weit besser von R. Maag in den *Quellen zur Schweizer Geschichte* XIV.

die Verhandlungen schon so weit, dass die Schweizer sich entschliessen, ‚so wellen wir die selben brief, so unser land lütt, die eidgenosschaft und die so zuo uns gehoerend nit an-treffend — widergeben‘. Jene Theile also, welche sich auf die Eidgenossen bezogen, sollten nicht ausgeliefert werden, da man fürchtete, dem Gegner dadurch ein Rechtsmittel in die Hand zu geben. Und wirklich erhielten die Habsburger später ihr Urbar nur in verstümmelter Form zurück.¹

Den gleichen Fall wie beim Habsburger Urbar haben wir in Baden zu verzeichnen. Bernhart, Markgraf von Baden, fasste im Rathe am Heinrichstag des Jahres 1404 den Beschluss, ein Gültенbuch seiner Herrschaft anfertigen zu lassen. Dieses befahl er ‚Wernher schribern und Petern sinen sun zu machen und zu stund anzufahen und von steten zu stetten, von slossen zu slossen, von dorffern zu dorffern zu riten und ime ein soliche buch zu machen‘.²

Die landesherrlichen Urbare fussten ebenso wie die privaten auf Einzelaufzeichnungen. Auch bei ihnen wurden manchmal bei der Schlussredaction die Verschiedenheiten dieser Rodeln nicht ganz verwischt. So können wir bei dem Urbar der Grafschaft Luxemburg die einzelnen in den Jahren 1306 bis 1317 entstandenen Beschreibungen unterscheiden.³ Bei anderen dagegen liess man der letzten Redaction eine grosse Sorgfalt angedeihen; so bei dem Urbar des Grafen Meinhart II. von Tirol aus dem Jahre 1288, welches sorgsam angeordnet ist und in einer seltenen geographischen Ordnung die einzelnen Gelte vom oberen Innthal an aufzählt.⁴

Doch allmählig gehen diese landesfürstlichen Urbare über ihre Grenzen hinaus. Mit dem Erstarken der staatlichen Gewalt der Territorialherren geht der grundherrliche, Ursprung dieser Gewalt verloren und der Landesfürst fängt an, sich mehr auf die anderen Einnahmequellen als die Domänen zu stützen. Dies zeigt sich auch in den Quellen; ein gutes Beispiel dafür ist

¹ Pfeiffer in der Einleitung.

² R. Fester, Das älteste Urbar der Markgrafschaft Baden, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Neue Folge III, 608 f.

³ Lamprecht, Deutsches Wirthschaftsleben III, 342 f.

⁴ Herausgeg. von O. v. Zingerle in Fontes rer. Austr. II, 45.

das Landbuch der Mark Brandenburg, welches Karl IV. im Jahre 1375 anfertigen liess.¹

Es kann kaum mehr eine Urbarialaufzeichnung genannt werden. Es umfasst nicht nur die Privatgüter des Markgrafen, sondern auch Güter anderer Grossgrundbesitzer. Es ist ein statistisches Werk und als solches eine bedeutende Leistung. Das persönliche Princip des zerstreuten, einem einzigen Grundherrschaft gehörigen Eigenthums ist hier durch den Begriff des Territoriums verdrängt; es ist geradezu ein Cataster.

Wir sind damit an dem Endpunkte einer Entwicklung angelangt. Die römischen Catastralarbeiten dienten dem Staate und waren nach dem territorialen Gesichtspunkte verfasst. Nach dem Zusammenbruche der alten Staatsgewalt sprengen private Mächte das Band der Territorialität, sie eignen sich den grössten Theil der staatlichen Befugnisse an, und durch sie leben die alten Polyptycha weiter. Doch in veränderter Gestalt; nicht mehr als Territorialbeschreibungen, sondern als Aufzeichnungen des zerstreuten Gutes einer Person. Das feudale Personalprincip kennzeichnet das ganze eigentliche Mittelalter. Doch auch dieses überlebt sich; gestützt auf die ursprünglich private Grundherrschaft entsteht zu Ende des Mittelalters die moderne territoriale Staatsgewalt. Diese erweitert die bisherigen grundherrschaftlichen Aufzeichnungen und führt sie neuerdings dem Dienste der Staatsverwaltung zu.

¹ Herausgeg. von Herzberg 1781, später von Fidicin 1854.

- Altinger, Dr. P. Altmann:** Die zwei ältesten Nekrologien von Kremsmünster. 8°. 1897. 1 fl. 45 kr. = 2 M. 90 Pf.
- Dopsch, A.:** Entstehung und Charakter des österreichischen Landrechtes. 8°. 1892. 1 fl. = 2 M.
- Günther, Otto:** Avellana-Studien. 8°. 1896. 1 fl. 40 kr. = 2 M. 80 Pf.
- Gumplowicz, Dr. Max:** Bischof Balduin Gallus von Kruszwica, Polens erster lateinischer Chronist. 8°. 1895. 40 kr. = 80 Pf.
- Hasenöhrl, Victor:** Deutschlands südöstliche Marken im 10., 11. und 12. Jahrhundert. 8°. 1895. 2 fl. 20 kr. = 4 M. 40 Pf.
- Kaindl, Dr. Raimund Friedrich:** Studien zu den ungarischen Geschichtsquellen. I. und II. 8°. 1894. 25 kr. = 50 Pf.
- — III. und IV. 8°. 1895. 55 kr. = 1 M. 10 Pf.
- — V. und VI. 8°. 1898. 50 kr. = 1 M.
- Kretschmayr, Dr. H.:** Ludovico Gritti. Eine Monographie. 8°. 1896. 1 fl. 5 kr. = 2 M. 10 Pf.
- Das deutsche Reichsvicekanzleramt. 8°. 1897. 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
- Krones, Dr. Franz:** Zur Geschichte Ungarns (1671—1683). Mit besonderer Rücksicht auf die Thätigkeit und die Geschichte des Jesuitenordens. 8°. 1894. 1 fl. 10 kr. = 2 M. 20 Pf.
- Beiträge zur Städte- und Rechtsgeschichte Oberungarns. 8°. 1895. 65 kr. = 1 M. 30 Pf.
- Die Markgrafen von Steier. Ihre Anfänge, ihr Verwandtschaftskreis und ihre Kärntner Markgrafschaft vor 1122. Mit einer genealogischen Uebersichtstafel. 8°. 1897. 1 fl. 55 kr. = 3 M. 10 Pf.
- Pfaff, Dr. Ivo:** Ueber den libertus orcinus. 8°. 1893. 25 kr. = 50 Pf.
- Rockinger, Dr. Ludwig Ritter v.:** Berichte über die Untersuchung von Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels. XVI. Mit 1 Karte. 8°. 1897. 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.

Siegel, Heinrich: Das erzwungene Versprechen und seine Behandlung im deutschen Rechtsleben. 8°. 1894.

1 fl. 20 kr. = 2 M. 40 Pf.

— Der Handschlag und Eid nebst den verwandten Sicherheiten für ein Versprechen im deutschen Rechtsleben. 8°. 1894.

1 fl. 20 kr. = 2 M. 40 Pf.

Steffenhagen, Emil: Der Einfluss der Buch'schen Glosse auf die späteren Denkmäler. I. Das Clevische Stadtrecht. 8°. 1893.

65 kr. = 1 M. 30 Pf.

— — II. Das Berliner Stadtbuch. 8°. 1894. 30 kr. = 60 Pf.

Zu den beigefügten Preisen durch **Carl Gerold's Sohn**, Buchhandlung der kais. Akademie der Wissenschaften (Wien, I., Barbaragasse 2), zu beziehen.

15. 06. 2011

Buchbinderei
Hans Sturfinger
Telef. 1
84453 Mündel

Šusta, Josef,

Zur Geschichte und Kritik der Urbarialaufzeichnungen

Wien 1898

Graph. 84 c

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11864311-8